

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Alt und Jung. Eine Erzählung aus dem Landleben von Alfred Schmid

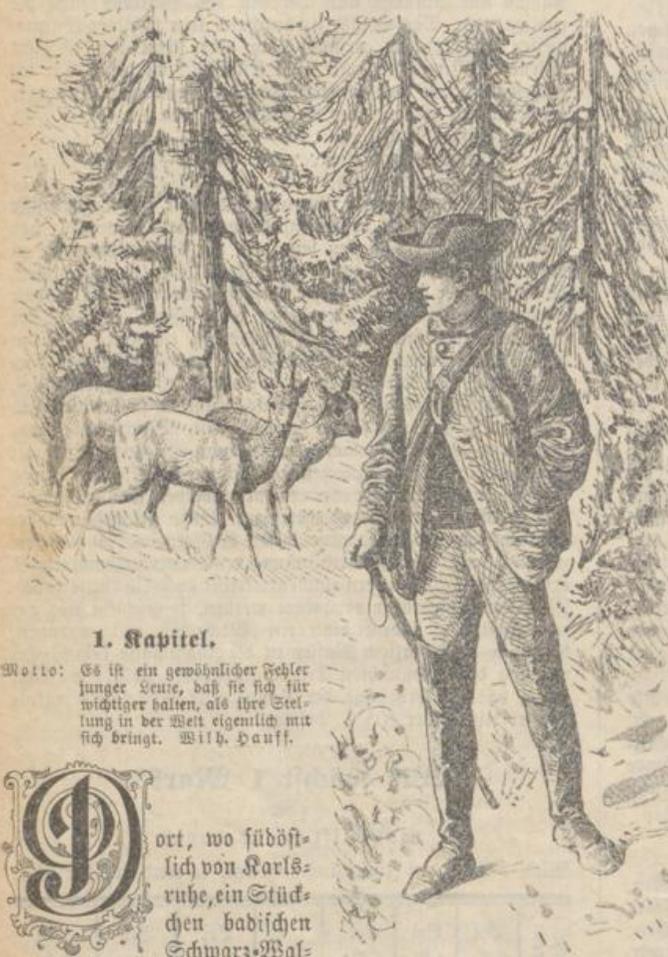
[urn:nbn:de:bsz:31-338052](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338052)

# Alt und Jung.

Eine Erzählung aus dem Landleben von Alfred Schmid.

(Nachdruck verboten.)

(Alle Rechte vorbehalten.)



## 1. Kapitel.

Motto: Es ist ein gewöhnlicher Fehler junger Leute, daß sie sich für wichtiger halten, als ihre Stellung in der Welt eigentlich mit sich bringt. Willh. Hauff.

**D**ort, wo südöstlich von Karlsruhe, ein Stüchchen badischen Schwarz-Wal-

des an den württembergischen angrenzt, und gleichsam, wie die Zunge eines zerlegbaren Geduldspiels, in den letzteren geographisch eingefügt ist, auf jenem bewaldeten Höhenzug, der sich von Pforzheim an weit in das Württembergische hinein erstreckt und das Gemmingen'sche Gebiet genannt wird, liegt noch diesseits, von dunklem Tannenforst umgeben, der Ort Neuhausen.

Dieselbst, wie überhaupt überall auf jener ganzen Höhe, auf der die Feldgemarkungen zuweilen aus dem Wald sozusagen herausgeschnitten sind und nahrungsspendend die unter Obstbäumen halbversteckten Dörfer mit ihren schindelgetäferten Häuschen umgeben, wohnt ein biederes, fleißiges und aufgewecktes Landvolk. Nach

der Eigenart der Sprache, wie nach den Charaktereigenschaften zu urtheilen, kann daselbe seine Zugehörigkeit zur Schwäbischen Rasse nicht verleugnen.

Der hier wohnende deutsche Volksstamm ist ja noch weniger mit Kelten und anderen Stämmen vermischt als dies bei unsern Landsleuten da drunten in der Rheinebene zum Theil der Fall ist. Im Durchschnitt nicht eben sehr groß, sind die Leute hier oben doch fast durchweg kräftig gebaut.

Die Gestalt der Männer ist gedrungen. Arme und Beine sind muskulös und die Brust breit, soweit etwa nicht schon der im nahen Pforzheim winkende Verdienst in den Bijouterie-Fabriken der alten Urwüchsigkeit Eintrag gethan hat.

Allen Denen aber, welche hier dem gesunden Beruf ihrer Väter, nämlich der Landwirtschaft, treu geblieben sind, sieht man noch heute an, daß Vergeslust und Tannenduft ihre Nerven gestählt und ihre Gesundheit von Jugend auf gekräftigt haben. Deren Hand ist nicht nur gewöhnt, den Pflug und Dreschflegel zu führen, sondern im gegebenen Fall auch die Axt zu schwingen und zuzugreifen, wenn es gilt, die schweren Stämme aus den steilen Bergwaldungen herauszuschaffen. Die rundlichen, wettergebräunten Gesichter lassen bei den Meisten auf biedere Treuherzigkeit schließen, wenn auch in den vom Augewinkel sich gegen das Ohr hinziehenden charakteristischen Falten, den sogenannten »Krähensfüßchen«, und um den Mund herum, die den Schwaben eigene Schlantheit unverkennbar eingezeichnet ist,

während die klugen Augen mitunter fast verwegend d'reinschauen. Die zumeist krausen Haare sind in der Regel dunkelblond, dagegen spielt der Bart um Mund und Kinn nicht selten in das Gelbliche über und bekundet so, im Verein mit den blauen Augen, die ächt germanische Abkunft.

Es mögen nun so gegen 30 Jahre zwischen heute und der Zeit liegen, da ein junger Bursche, von dem nahen württembergischen Pfarrdorf Müttlingen herkommend, am Lichtmeß-Feiertag in der Richtung gegen Neuhausen auf schmalem Pfad den Tannenforst durchschritt.

Auf ihn paßte recht gut die Beschreibung, die wir

foeben von den männlichen Bewohnern jener Gegend gemacht haben. Wenn auch auf dem hübschen Gesichte des erst 20jährigen Jünglings noch nicht jene Schlaueit und Geriebenheit ausgeprägt lag, die man häufig aus den Mienen der durch mancherlei Lebenserfahrung geschulten Alten ablesen kann, so leuchtete dafür umsomehr aus den munter in die Welt blickenden Augen frische Lebenslust, wie auch das aufkeimende Bewußtsein beginnender Mannhaftigkeit sich im Blick und in allen Bewegungen des kräftigen jungen Mannes kund gab.

Ein wenige Tage zuvor nochmals ausgiebig gefallener Schnee lag schwer auf dem Gezweige der Tannen und Fichten, die sich unter dem Gewicht desselben zur Erde beugten. Zuweilen löste sich der »Anhang« los, um sich mit dumpfem Auffall mit der weißen Bodendecke zu verbinden. Wenn nun ein auf solche Art freigeordener Ast in die Höhe schnellte, gab es jedesmal einen förmlichen Sprühregen seiner Schneesterne, die neckisch Gesicht und Nacken des munter Dazinschreitenden überschütteten. Der aber machte sich wenig daraus. Er schüttelte lachend die Spuren der kleinen Lawinen von seinen Kleidern und rächte sich für die Neckereien der Waldbolbe in der Art, daß er ihnen durch zeitweises Anschlagen seines Knotenstods an die schlanken Nadelhölzer selbstthätig in das Handwerk griff.

Johannes Hartmann, so wollen wir unseren jungen Freund und Wandersmann nennen (die Namen thun ja nichts zur Sache), ist der Sohn eines mäßig begüterten Landwirths aus Neuhausen, des Hofbauern Vincenz Hartmann. Auch hier möge der freundliche Leser, wenn er nach einem solchen Namen in Neuhausen vergeblich sucht, sich mit der Versicherung begnügen, daß ja, wie in allen Geschichten, so auch hier, die handelnden Personen es sich gefallen lassen müssen, daß ihnen unsere Phantasie Namen und Charaktere andichtet, wie sie eben im Leben da und dort wirklich vorkommen, ohne daß dabei ganz bestimmte Persönlichkeiten eines Orts oder einer Gegend gemeint wären.

Vater Hartmann hatte den Sohn schon vor einem Jahr aus dem Hause gethan, weil mit dem Heranwachsen des Letzteren zeitweilig jene erste Auflehnung des Kindes gegen den Willen des Vaters sich kund gab, die fogerne mit dem beginnenden Selbstbewußtsein bei jungen Leuten sich bemerkbar macht. Von der Mutter vielleicht etwas allzusehr in's Herz geschlossen, vermochte der junge Hartmann dagegen beim Vater nie recht anzukommen. Nicht, als ob dieser sein Kind nicht auch lieb gehabt hätte, so bethätigte er diese Liebe und Fürsorge mehr in der entschiedenen fehlerhaften, aber häufig vorkommenden Weise, wobei ihm der Johannes daheim fast nie etwas recht machen konnte. Das Tadeln, Strafen und Zammern, daß, wenn es so fort gehe, aus dem Buben

einmal seiner Lebtag nichts werden würde, war sozusagen das Alltägliche und deshalb auch kein Wunder, wenn der sonst von Natur begabte anstellige und auch gutwillige Bursche dem Vater gegenüber mit der Zeit etwas zurückhaltend, unlustig, mit einem Wort »handscheu« wurde. Als sich hiezu beim Johannes mit den Jahren aber auch noch die ersten Anfänge jenes jungen Leuten so sehr eigenen »Besserwissenwollens« und eines damit manchmal zusammenhängenden unartigen Trostes, gefellte, da gab es nicht selten unerquickliche Austritte im elterlichen Hause und der alte Hartmann faßte zuletzt den vernünftigen Entschluß, seinen Sohn eine Zeit lang in fremde Dienste zu thun, damit er, wie er sich ausdrückte, die »Hörner draußen anrenne.«

Eines Theils also, um ihn zu lehren, wie auch fremdes Brod schmecke, dann wohl auch, um die günstige Gelegenheit auszunützen, ihn in nächster Nähe etwas Tüchtiges im Fach lernen lassen zu können, hatte Hartmann seinen Sohn auf ein Jahr zum »Maier« in Wöttlingen gethan, wie man dort den Pächter eines größeren Hofguts (Maierhof, Maierrei) zu nennen pflegt.

Diese Zeit war jetzt um. Auf Lichtmess sollte der junge Hartmann wieder nach Hause kommen, einmal, weil ihn der Vater nun selbst nicht länger im Geschäft entbehren wollte, und dann, weil man nicht sicher wissen konnte, wie der Würfel bei der im Frühjahr darauf in Aussicht stehenden Rekrutenaushebung fallen werde.

Unser Johannes war vergnügten Herzens heimgekehrt, denn er war von seinem Lehr- und Dienstherrn mit freundlichem Händedruck und mit dem Zeugniß entlassen worden, daß der junge Mann sich während des Aufenthalts auf dem Wöttlinger Hof gut geführt, etwas Tüchtiges gelernt und in jeder Hinsicht die Zufriedenheit seiner Dienstherrschaft erworben habe. Obwohl kein Lohn ausgemacht worden war, hatte der »Maier« dem jungen Mann bei dessen Weggehen doch eine hübsche Summe in blanken Gulden ausbezahlt mit dem Bemerken, daß Johannes durch seinen Fleiß und seine Umsicht ihm in der Zeit seines Dortseins ganz gut einen Knecht, ja oft mehr als das, ersetzt habe.

Es wollte das aber viel heißen. Den »Maier« von Wöttlingen kannte man auf weitem Umkreis dafür, daß er, zwar leutselig im Umgang, dagegen im Dienst streng sei und von seinen Leuten bedeutende Leistungen verlange. Wir wollen Dir hier einige Züge dieses Mannes vorführen, lieber Leser, damit auch Du den Lehrherrn unseres Johannes näher kennen lernst: Der »Maier« war einer jener gebildeten und dabei doch durchaus praktischen Dekonomen, bei welchen die Wissenschaft mit der Praxis eine glückliche Ehe eingegangen hat, und, wie sie nicht selten als Pächter größerer Hofgüter anzutreffen sind. Er war das reine

Quecksilber, dieser »Maier«, und da er auf seinem Pachtgut selbst früh und spät bei der Hand und immer hinten und vornen zu sein sich angewöhnt hatte, so mußte man sich schon ganz gehörig tummeln, wenn es kein Donnerwetter bei ihm absetzen sollte. Glaubten sich z. B. die Ackerbauern weit fort vom Hof dort draußen auf dem »Hundsrudden«, auf der »Haibe« oder drüben am Wald beim »Bäbele«, und vermeinten, jetzt ein bisschen verschmausen zu können; kaum hatten sie »Oha!« gerufen und sich's auf dem Pfluggrindel bequem gemacht, ach, so stand ganz gewiß der »Alte«, wie aus dem Boden herausgeschlupft, hinter ihnen und theilte — keine Komplimente aus. Rutschte ein andermal Einem der Pflug heraus und es gab einen langen »Fuchs«, oder prügelte der Andere in unvernünftigem Zorn seine Zugthiere, ei herrjemine! wie ging's da her, wenn der Unermüdliche auch jetzt wieder als ungerufener Zuschauer ganz unvermuthet hinter seinen Leuten stand und Ordnung herstellte.

Lustig war's immer, wenn zur Erntezeit eine Partie junger Leute in die Scheuer kommandirt ward, um die vollen Garbenwagen abzuladen. Der Herr war ja mit hinaus auf's Feld, Er »heizte« dort den Sammlerinnen, den Bindern und den Gablern ein. Also hatte man ohne Zweifel daheim eine zeitlang Ruhe vor ihm. In scharfem Trab mußten die leeren Erntewagen den weit entfernten Feldern zueilen, nothwendig war es darum, daß hinwiederum die mit schwerer Garbenlast heimwärts Schwankenden im Hof rasch abgeladen wurden. Es durfte da keine Stodung geben. Soweit denkt nun aber nicht immer die Jugend. Die weiß ja noch nicht, welche Sorgen den Wirthschafter drücken, wie der es eintheilen muß, daß Alles rasch verläuft, damit an Löhnen gespart und die günstige Witterung ausgenützt werden kann.

In der Scheune, da war es schattig. Die jungen Leute, die gestern sich fleißig draußen in der Sonnengluth getummelt hatten, sie begrüßten daher gerne die Abwechslung in der Arbeit, denn es war gleichsam eine Ruhepause in der seitherigen Anstrengung und dann — wie prächtig ließ sich dort oben auf dem Gebälke unbeobachtet allerhand lustige Allotria treiben!

So stand einmal in der Mittelscheuer der »lange Gottfried« auf dem Wagen und hatte die Aufgabe, jeweils den Haken des Gebälkfeils in die Garbenhänder einzuschlagen und so Garbe um Garbe sorgfältig aufzuziehen, damit das Band nicht breche. Er hatte jetzt schon zum fünften Mal »auf« gerufen; Die Garbe hing schon lange hoch oben über dem Garbenloch im Geträch, doch kein vorgeschriebenes »hängt!« zeigte von oben dem Harrenden an, daß sie dort auch in Empfang genommen worden sei. »Und

schant man, was sie schafften da, so hieß es: Ach! Allotria!« Da, plötzlich ertönte eine Stimme, die sie alle erschrocken machte und zu ihrer Pflicht rief.

»Wo fehlt's dort oben!« herrschte der »Maier« den etwas einfältigen alten Tagelöhner an.

»Ha i weiß n'et; se länn' mi schau a guat Weil so do stau!« gab der Gottfried mit seinem unerschütterlichen Gleichmuth zurück und hielt dabei trampfhaft das Garbenfeil in der Hand.

Was nun folgte, kann man sich leicht denken. Auch diesmal war der weit weg vermuthete Herr nach Meinung der jungen Leute recht ungeschickt, in Wahrheit aber sehr geschickt, dazugekommen um jetzt mit nicht mißzuverstehenden Donner- und Hagelworten das Geschäft wieder in Gang zu bringen.

Nun war der »Maier« von Möttingen aber nicht etwa nur ein Brummbar, der seine Leute gerne erschreckte, sondern in Fällen, wo Alle ihre Schuldigkeit thaten und so das Geschäft flott verlief, konnte er sogar recht leutfelig sein und einmal trieb auch er Allotria.

Als nämlich wieder einmal der »lange Gottfried« auf dem soeben entleerten Garbenwagen stand, die letzte Garbe aufgezoogen und das Bodenbrett abgeschüttelt hatte, da kam gerade der »Herr« dazu und befahl mit lustigem Augenzwinkern und mit dem Schalk um den Mund, zum besseren Verständniß seiner Leute in deren Mundart: »Gottfried, ganget vor an's Leiterle<sup>\*)</sup> und schiebet helfe!« Und richtig, während unten der »Maier« den Wagen, samt dem darauf stehenden Gottfried, bei der Deichsel höchst eigenhändig aus der Tenne zieht, schiebt der Letztere auch von oben aus mit Leibeskräften an dem vornen angebrachten Wiesbaumleiterle.

Das Gaudium der vom Garbenloch aus zuschauenden jungen Leute war natürlich groß und, durch diesen gemüthlich humorvollen Zug ihres sonst so gestrengen Herrn erfreut, wurde damals auf's Neue mit Lust draußlos gearbeitet, daß es eine wahre Freude war, nur zuzusehen.

Wir haben Dir, lieber Leser, diese kleine Abschweifung zugemuthet, um Dich einen kurzen Blick dorthin thun lassen, von wo der junge Mann, für den wir Dich interessiren wollen, hergekommen ist.

Es geschah das nicht so ganz ohne Absicht, denn wir glauben, es liegt eine beherzigenswerthe Lehre in dem, wie wir Dir den »Maier« von Möttingen geschildert haben. Es ist darin unseres Erachtens eine Lehre für Alt und Jung enthalten. Für die Alten, daß der Landwirth seine Leute nie aus den Augen

\*) Auf den größeren Hofgütern Württembergs befindet sich am Vorderjoch des Leiterwagens ein kurzes Leiterle, welches dazu dient, den hochgeladenen Garben vornen einen festen Halt zu geben. Durch dessen letzte Sprossenöffnung wird dann der zum Spannen des Wagens dienende Wiesbaum gesteckt.

lassen darf, daß der Herr fortwährend hinten und vorne sein muß, wenn er nicht Verluste erleiden soll, die ihn bei fortgesetzter mangelnder Beaufsichtigung nach und

nach geradezu ruiniren müßten. Der junge Mann aber, der seine Erfahrungen noch auf Rechnung anderer Leute sammelt, er möge daraus ersehen, daß ein strenger



„Gottfried, gantet vor an's Weiterle und schiebet helfe!“

Herr doch gerecht und wohlmeinend sein, und daß man gerade in dieser Hinsicht vieles von ihm lernen kann. Darum soll er, stets den Nutzen seines Herrn im Auge haltend, immer fröhlich und unverdrossen seine Arbeit thun und die ihm verliehene jugendliche Kraft und Ausdauer ohne Murren anwenden, damit auch er dereinst weiß, wie man seine Leute zu beaufsichtigen hat und im Stande ist, nicht nur richtig und mit Erfolg zu wirtschaften, sondern auch, nachdem er gelernt hat, zu gehorchen, später mit richtigem Takt zu — befehlen.

Johannes mochte in der Erinnerung an seine Nötlinger Erlebnisse derartigen Gedanken nachgehängt sein, denn er bemerkte, als er um die Ecke bog, nicht sogleich die hübsche Thiergruppe, welche unweit

seines Pfades unter dem schützenden Dach herabhängenden Gezweiges Halt gemacht hatte. Es standen dort zwei Rehe und dabei der Bock. Die niedlichen Thiere waren soeben aus dem Dickicht des Unterholzes herausgetreten. Als sie den Dahinschreitenden, von dem sie offenbar noch keinen »Wind« bekommen, bemerkten, waren sie, vorsichtig auslugend die schlanken Hälse gestreckt, die »Lauscher« nach vorne gedreht, wie angewurzelt stehen geblieben, während der Bock von Zeit zu Zeit mit dem »Vorderlauf«, wie herausfordernd, den Schnee stampfte.

Da plötzlich leuchtete es von der entgegengesetzten Seite grell auf und dem Blitz folgte der Knall! Um unseren jungen Wanderer piffen gefahrdrohend die Schrote, vor ihm aber brach der stattliche Rehbock, aufs

Blatt« getroffen, verendend zusammen, nachdem er mit Ausbieten letzter Lebenskraft mit einem gewaltigen Ansprung den flüchtig gewordenen Gaisen nachzusetzen versucht hatte.

Frohlockend über den gelungenen Schuß, aber auch mit der unbezähmbaren Gier des Wilddiebs, stürzte gleich darauf ein wenig Vertrauen erweckender Geselle auf den Ort los, wo jetzt der schöne Bock mit verlasten Augen in seinem Blute lag, wo aber auch schon unser junger Freund, von dem unerwarteten Vorgang in hohem Grad überrascht und erzürnt über die ihm selbst so nahe Gefahr, angeschossen zu werden, Posto faßte.

Der Wildschütze war sichtlich erschrocken, und ganz wüthend darüber, hier einen Zeugen seiner unerlaubten That treffen zu müssen. Er riß das bereits umgehängte Gewehr wieder von der Schulter und betrachtete, offenbar zu jeder Gewaltthat bereit, mit zornigen, mißtrauischen Blicken sein Gegenüber. Der aber, den Erregten alsbald erkennend, rief demselben ärgerlich zu: »Du machst schöne Sache, Heiner!« Um a Hoor hätt'st zu Deiner Wilderei noch a Menschenlebe ufem G'wisse! Sind mir doch Deine Rehposte wie d'Nucke um da Kopf 'rum g'surrt! A blau's Wunder, daß es so agange isch!«

»Hol Di der Teufel! Wer hoißt Di, mir in de Weg stau? Muß denn des Milchsuppe-G'sicht überall sein, wo mer's net braucht?« erwiderte, seinerseits sich längst bewußt, wen er vor sich habe, giftig der Andere.

Es war das ein muthmaßlich mitte der Zwanzig stehender, ebenfalls dem bäuerlichen Beruf angehöriger Bursche aus der Gegend, mit blassem Gesicht, stark hervorspringender Habichtsnase, stehenden Augen und wenig ansprechend aus dem dunklen Bart hervortretenden, leidenschaftlichen Gesichtszügen. Hager von Gestalt, war sein Körperbau eher schlottig, als sehr kräftig. Man konnte es dem Menschen auf den ersten Blick ansehen, daß er schon geraume Zeit ein unständes, arbeitsscheues Leben der anstrengenden, aber geordneten Thätigkeit, wie sie der Betrieb der Landwirthschaft mit sich bringt, vorgezogen hat.

In dem Gesicht des Wilddiebs, der dem jungen Mann nach dem eben Gehörten schon von länger her nicht grün zu sein schien, spiegelte sich neben altem Haß die Sorge vor Entdeckung. Man konnte ihm so recht die Unentschlossenheit aus den unheimlich glühenden Augen ablesen, was er nun wohl zu seiner Sicherheit werde beginnen müssen, um nicht verrathen zu werden. Auf einmal schien es, als wollte er das noch immer schußfertig in seiner Hand ruhende Gewehr an die Wange reißen, um zum Wilddiebstahl noch einen Menschenmord zu fügen. Diese Absicht, wenn überhaupt ernstlich eine solche vorlag, wurde aber verhindert

durch das Dazwischenspringen einer dritten Person, und zwar eines wunderlieblichen Mädchens.

Schon hatte unser jugendlicher Wanderer sich mit aufgehobenem Knotenstock bereit gemacht, den ihm aufgedrungenen, wegen der ungleichen Bewaffnung aber für ihn höchst gefährlichen Kampf mit dem Wilderer aufzunehmen, als die gerade des Wegs daherkommende Kleine sich mit lautem Ausschrei: »Johannes gib Acht, er schießt!« zwischen Beide warf und ihre Arme wie schützend über dem Bedrohten ausgebreitet hielt.

War es nun die kindliche unschuldige Engelsgestalt des muthigen Mädchens, welche den verwegenen Menschen stutzig gemacht und so eine verzweifelte That noch rechtzeitig verhindert hatte? Wohl möglich! Der mit »Heiner« Angeredete warf mit kurzem Entschuß die Doppelflinte auf den Rücken und versuchte mehr in's Späßhafte einzulenken, als er sprach:

Die Agathe möge nur mit ihrem St. Johannes von dannen ziehen. An Heiligen, und wären es auch nur Scheinheilige, wie der da, vergreife er sich nicht. Er habe dem Johannes aber zeigen wollen, daß auch mit ihm nicht zu spaßen sei, damit jenem der Hochmuth nicht zu Kopf steige, weil er ihn selbigmal zu Boden gebracht habe. Dann fügte er finster drohend hinzu: Wegen des Rehbocks werde ihm der Johannes hoffentlich keine Sachen machen. Sollte derselbe aber darüber das Maul nicht halten können, dann könnt' wahrle das von vorkin noch wahr werden, und, daß er dahin zu treffen wisse, wohin er zu treffen gewillt sei, das beweiße hier der Rehbock, dem er ein's auf's Blatt gezeichnet habe, wie ihm das kein Jäger nachmache.

Johannes, der durch den Vorgang begreiflicher Weise auch in Hitze gebracht worden war, erwiderte, daß er sich um des Heiners seine Sachen ganz und gar nichts kümmere, also auch keine Veranlassung habe, ihn wegen des Jagdfrevels anzuzeigen, daß er ihn hingegen rathen wolle, mit seinen Drohungen hübsch zu Haus zu bleiben. Er trage zwar kein Mordgewehr mit sich herum, deswegen sei er doch gerne bereit, dem Heiner so oft er's haben wolle, wie selbigesmal, das Wammis auszuklopfen.

Agathe, eine mit dem Johannes aufgewachsene im Hartmann'schen Haus aufgenommene Waise, entfernter Verwandten Kind, fürchtete aus diesen spitzen Hin- und Herreden bei Heiner's blinder Leidenschaftlichkeit weitere Gefahr für ihren Schützling. Sie zog Johannes rasch mit sich fort, hörte aber noch im Abgehen garstige Verwünschungen, welche der jetzt mit dem Aufbrechen des Rehbocks beschäftigte Wilddieb seinem Gegner nachsandte.

Dieser Heiner ist einer von des Fochbauern bitterbösen Buben. Auf der letzten Kirchweih hatte er dem Johannes böshafterweise beim Tanzen ein Bein gestellt

weil er wußte, daß dieser seine einstigen Liebesbewer-  
bungen um Agathe zu hintertreiben versucht hatte.  
Der aber, obwohl mehrere Jahre jünger, wußte  
ihm zu zeigen, daß er der Stärkere sei, und hatte  
den Heiner nach kurzem Ringen derart zu Boden ge-  
worfen und bearbeitet, daß dieser eine Zeit lang das  
Wiederaufstehen vergaß. Seitdem ist der Heiner dem  
Johannes spinnefeind und das Zusammentreffen bei  
dem erlegten Rehbock im Walde hätte somit leicht  
tragisch werden können.

»Was hat Di denn zu mir in de Wald 'raus  
triebe, Agathle? Wie bist denn so uf oimol, wie vom  
Himmel 'runter g'schneit, zwische mir und dem Heiner  
g'stande? Erzähl's!« Mit diesen Worten redete Jo-  
hannes im gemüthlichen Idiom jener Gegend brüderlich  
freundschaftlich seine jugendliche Begleiterin an, als er  
mit Agathe aus dem Wald getreten war, und jetzt,  
in der Entfernung eines Büchschusses, den väter-  
lichen Ort vor sich liegen sah.

»Ach Gott!« gab das muntere Mädchen leicht er-  
röthend zur Antwort und spielte dabei verlegen mit  
ihren langen dunkelblonden Böpfen: »Ach Gott! I  
hau ebe a graußige Freud', daß D'wieder hoim  
kommst Johannes! Da hau i denkt, es könnt' nix  
schade, wenn i Dir a bisle entgegelauf', weil's ja  
heut' Feiertig isch und i dahoim net viel versäum'!  
Und mit treuherzigem Ausblick zu dem stattlichen  
Jüngling fügte sie noch mit Wärme rasch hinzu:  
»Und i hau Dir au noch Eppes sage wölle. Dahoim  
hätt' i dazu vielleicht de Rang net kriegt. Guck,  
Johannes, jetzt kommst wieder hoim und do mußt Di  
ebe a bisle in Dein' Vater z'schick wisse. Gelt, Du  
thust mir de G'falle und bist net glei wieder obe  
druf, wenn's nach sei'm und net alleweil nach Dei'm  
Kopf goht?«

Eine kaum merkliche Wolke des Unmuths stieg bei  
dieser Aufforderung Agathens auf der Stirne des  
jungen Mannes auf und er gab enttäuscht zur An-  
wort: »Für was hat er mi no noch Möttlinge  
g'schickt, wenn's dahoim im alte Trab weiter gau  
soll? Sag! Hau i net allemol recht g'heet, wenn  
i seine altmodische Sache hau aschaffe wölle? Und  
jetzt, seit i beim »Maier« z'Möttlinge g'wä bin,  
könnst i jo dem alte Schlorum, wie's dahoim Mode  
isch, erst recht nimme ruhig zugucke!« Johannes sprach  
sich dabei in immer größeren Unmuth hinein und  
endigte endlich gereizt stehenbleibend: »Sich g'wis  
und isch woher, i hau mi hoim g'freut und hau em  
Vater zeige wölle, was i drauße g'lernt hau! Und  
's wär wähele für unser Sach kei Schab' g'wä!  
Wenn's aber jetzt scho wieder aus dem Loch pfeift,  
daß i mi soll dahoim net muchse derse, no möcht' i  
schau lieber umkehre. I bin toi Lausbua meh und  
laß' mi nimme mir nix dir nix 'rumkommedire.

Wenn's mein' Vater net recht isch, no kann er sehe  
wie er alloi z'recht kommt. I woiß mir mei Brod  
scho selber z'vediene!«

»Mußt net so rede, Johannes! Vergiß net, daß Er  
der Vater und du 's Kind bist! Woher isch's, daß  
zwei Godler selte uf oiner Miste gut than. Aber  
i moim, wenn der oi scho lang do gwä isch, eh der  
ander hat no recht Riederiki schreie könne, so sott alle-  
weil der Jung zairst nochgebe. O guck net so zornig  
uf' Seit', Johannes. Ganz g'wis i moins gut mit  
der. Denk' dra, was in der Bibel siht: Du sollst  
Vater und Mutter ehren, auf daß Dir's wohl  
gehe!«

»Was schwäzst daher, Agathle? Moinst i hätt's  
viert' Gebot net au g'lernt in der Schul' und in  
der Christelehr? So les bin i net, wie Du mi do  
hinstellst! Aber, daß i g'rad dahoim 's Knechtle  
mache soll, zu dem, moim i, bin i net uf der Welt  
und« — das sprach der junge Mann mit großer  
Empfindlichkeit zu seiner Begleiterin — »das Riederiki  
schreie, Agathle, brauchst Du mi nimme z'lehre, sell,  
schäge, bring' i jetzt scho selber fertig!«

Es trat eine jener peinlichen Pausen im Gespräch  
der jungen Leute ein, die so gerne derartigen Aus-  
einandersetzungen folgen, wo Eins dem Andern glaubt  
in bester Meinung rathen zu müssen und dabei einen  
sogenannten wunden Punkt berührt.

Johannes, so gut geartet er war, besaß, wie wir  
bereits angedeutet haben, eben doch auch eine gute  
Portion jener Eitelkeit und Selbstüberschätzung, die  
dem Jünglingsalter so eigen ist und die zuweilen zu-  
läßt, daß der Gelbschnabel sich über ältere Leute  
hinaus dünkt. Treffen wir doch diese Erscheinung  
unter allen Ständen an. Wie fühlt er sich, der auf  
Gymnasien und Hochschulen gebildete Jüngling, wenn  
er mit seinem noch unverdauten Wissen nach Hause  
kommt! Wie spießbürgerlich kommen ihm da der eigene  
Vater, der Onkel, der Pathe oder die älteren Herren  
seines Heimathstädtchens vor, zu denen er als Knabe  
noch ehrfurchtsvoll aufgeschaut hatte. Er, nur er allein,  
hat den Stein des Weisen gefunden, welchen Gene-  
rationen vor ihm vergeblich gesucht haben. Der Vater  
und alle die Anderen, sie sind in seinen Augen ja  
gewiß recht ehrsame biedere Leute, aber ach! auch  
ganz kolossale Philister und schrecklich zurück im  
modernen Wissen!

Und so kann man das Herrchen in Gesellschaft  
älterer erfahrener Männer sitzen sehen und vermag  
nicht selten zu beobachten, wie es, womöglich den  
Zwider auf der Nase, sich sehr vorlaut gebärdet und  
sich disputirwüthig kluger dünkt, als die, welche ihm  
noch vor kaum einem Jahrzehent vielleicht im gegebenen  
Moment mit väterlich freundlichem Rippenstoß be-

greiflich gemacht hatten, daß man in ordentlicher Gesellschaft die Nase pugen müsse.

Oder sehe Dir aus anderen Berufsarten in den Städten die halbgewachsenen Bürschlein an, lieber Leser. Betrachte Dir heutzutage besonders auch jene Jugend, die eine allzufrühe Selbstständigkeit in den Fabriken findet. Welcher empörenden Geringschätzung gegen Aeltere machen sich hier oft junge Bengel schuldig und mit welcher Frechheit bewegen sich Manche von ihnen auf öffentlicher Straße, wie in den Lokalen! Das Traurigste dabei aber ist, daß zur Zeit nicht nur die männliche Jugend dieser Gattung das Höchste an Frechheit und Ungezogenheit leistet, sondern daß leider auch Mädchen, kaum der Schule entwachsen, nachgerade jeder guten Sitte und allen Schamgefühlbar, sich auf öffentlicher Straße in einer Weise benehmen, daß der Menschenfreund sich traurig und für die Zukunft besorgt, von einem Schauspiel sich abwenden muß, dem zu steuern er leider nicht die Macht hat. Ist doch die Zeit, wo jedem Erwachsenen naturgemäß das Recht zustand, einem unreifen Buben die Cigarre aus dem Mund zu schlagen, oder ein sich schamlos benehmendes Mädchen gehörig zurecht zu weisen, vorbei und es wird noch soweit kommen, daß man nur über die Straße gehen kann, wenn es die solcherart in den Grund hinein verdorbene Jugend gütigst erlaubt. Ist es nun auf dem Land, Gottlob, so schlimm noch nicht bestellt, wie wir hier einen Theil der städtischen Jugend beschreiben mußten, so sind doch Anklänge hiezu auch dort schon zu bemerken. Wir wollen nun unter jungen Leuten keineswegs Duckmäuser oder schüchterne Dumköpfe herangebildet wissen. Die Jugend muß ja, um den ersten nothwendigen Ansturm auf den Ernst des Lebens bestehen zu können, mit einem gewissen Selbstbewußtsein ausgerüstet sein, und es ist von uns Alten ein Fehler, wenn wir versuchen, dieses Selbstbewußtsein nicht aufkommen zu lassen, oder gar dasselbe zu ersticken; auf der andern Seite aber, ihr jungen Leute, vergesst nicht, was ihr jederzeit dem Alter schuldig seid, welches gereifere Lebensanschauungen hat, als ihr, und dem ganz andere Erfahrungen zur Seite stehen, als euch. Pfiu Schande aber und die Zuchttruthe über solche, deren Unehreerbietigkeit gegen die Alten so weit geht, daß sie, wie worhin erwähnt, in Frechheit und Ungezogenheit ausartet!

»Bisch verzirnt?« fragte nach längerem still Nebeneinanderhergehen schon nahe dem Elternhause Agathe ihren Freund und blickte ihm dabei so traurig bittend in die Augen, während die ihrigen von Thränen feucht waren, daß Johannes ein Herz von Stein hätte haben müssen, wollte er die gute Absicht dieses lieben Mädchens noch länger verkennen.

»Was werd' i verzirnt sei!« gab er nach kurzem

Befinnen und mit dem rasch bei sich gefaßten löblichen Entschluß, für's Erste einmal daheim die Bitten und Rathschläge seiner Jugendfreundin beherzigen zu wollen, zur Antwort. »Noi, i bin net verzirnt, und mit Dir, schau glei gar net! I versprech dir's daß i thau will, wie's hau willst.« Darauf erfaßte er mit Wärme die Hand Agathens und fügte, ihr freundlich in die Augen schauend, herzlich hinzu: »Mußt mir halt als 'n Stumperer gea, Agathle, wenn der Gaul mit mir durchgau will!«

\* \* \*

## 2. Kapitel.

Motto: „Hier bin ich, Obheim —  
Was ist Euer Wille?“

Schiller.

In der sauber gehaltenen, wohldurchwärmten Stube eines ziemlich ausgedehnten, aber in seiner Bauart und Einrichtung etwas altmodischen und niedrigen Wohnhauses, welches mit Stallung und Scheune zusammengebaut war, saß inzwischen Vater Hartmann nachdenkend im ledernen Lehnsstuhl beim Ofen. Er war ein behäbiger Mann in den Fünzigern, in der Tracht jener Zeit angethan mit dunkelblauem Wamms und gelbledernen Kniehosen, der die stattliche Pelzmütze heute als Zeichen des Feiertags auch in der warmen Stube auf dem Kopfe behalten hatte und, wie eine Lokomotive, stoßweise die bläulichen Rauchwolken aus seinem silberbeschlagenen Ulmerkopf gegen die niedere Zimmerdecke paffte. Ganz vorne am Tisch aber in der Fensterede hatte eine freundliche rothbackige Frau, mit klugen Auglein und einem Gemisch von Gutherzigkeit und weiblicher Schlaueit in den immer noch recht frischen Gesichtszügen Platz genommen. Wir können damit dem Leser des Bauern getreue Ehehälfte, Frau Gertrud, vorstellen, die eben mit dem Einschneiden des Brodes zur Abendsuppe beschäftigt war. Nach längerer Stille, welche die Ehegatten geraume Zeit durch keinerlei Gespräch unterbrochen hatten, und unter öfterem Abwischen der angelautenen Fensterscheiben und häufigem ungeduldigem Hinausschauen auf die winterliche Ortsstraße, räusperte sich endlich Frau Gertrud und meinte:

»Wo er nur so lang' bleibt? Es isch bald Obed und nächstens Zeit zum Füttere! 'E Agathle kommt au nimme! Sie hat g'sait, sie wöll' em Johannes bis an's Waldeck entgegenau. Wo möge se jetzt allboid stecka?«

»Woiß i's?« gab brummend der alte Hartmann zurück. Der Johannes hätt' da Weg, schätz i, au alloin hoim g'funde. »Was brauch' em denn des Mädle entgegen z'laufe? Hau's et gern, des 'rum und 'num Charniere! Soll a Jedes dahoim an sei G'schäft stau, 'sander sind alles dumme Posse!«

»No, no! Sell isch jetzt neta so, wie Du moinst, Vincenz! Unser Johannes und 'Agathle send zsäme, wie Bruder und Schwester, also do isch sunst nix derbei!«

»Meintwege! I will's aber net hau, daß sie z'fäme d'ischerire und uf der Stroß' mit anand' laufe. Was net isch, könnt am End no werde und do will i bei Zeite dervor sei. Der Johannes heiert — du woischt, des isch fertig und ausg'macht — amol drübe'm Jochbaure sei Babett und dodersfür hau i die Agathle scho lang sellem sei'm Heiner versproche. Uf die Art isch derno für äll Zwoi g'sorgt. Die Babett' bringt'm Johannes a schön's Vermöge mit und der Heiner goht au net leer aus. Do kann's Agathle a mol froh sei mit ihrem bisle Sach!

»O Ma! Sei g'scheit! 'Agathle und der Heiner! Des isch jo grad wie Tag und Nacht. Frei dauere thät mi jo des arm' Mädle, wenn's mit a'me sotte Tuifelsbrote ihr Lebtag z'fäme g'spannt wär' und mit dem an oim Strang z'age müäst. A Graus wär's und a Jomer! Und die Babett —«

»Schweig! Wenn der Heiner au jetzt no a wen'g a überzwercher Kerle isch, so wird der se mit der Zeit scho austobe. Sie muß ihn ebe suche in d'Ordnung z'bringe. Und glaub no, dui bringt's mit em fertig. Der Heiner hat grad de Affe an dem Mädle g'fresse. Wenn den Dine 'rum bringt, so isch's Agathle. Was will se denn? Moinst, a Andrer thät a Mädle nemma, die fast so gut wie nix hat?«

Die Bäuerin hatte kopfschüttelnd die Rede ihres Mannes angehört. Schon wollte sie sich zu einer Entgegnung rüsten, als ihr plötzlich ein anderer Sinn in den Kopf gekommen zu sein schien. Sie mochte es für besser gehalten haben, ihre Ansicht und Absicht vorerst noch vor ihrem gestrengen Eheherrn zu verbergen, denn sie lenkte mit Geschick das Gespräch schnell auf einen andern Punkt, indem sie den Mann im Lehnsessel mit einem launigen Blinkeln der Augen von der Seite ansah und wie gleichgültig hinwarf:

»Spürst d'heut 'Meiße in de Füß' net so arg, wie die Täg', Vincenz?«

Offenbar hatte der Alte sein rheumatisches Leiden heute den ganzen Tag noch nicht verspürt. Auf diese Frage aber hielt er es für angezeigt, gewohnheitsgemäß zuerst mit beiden Händen seinen rechten, dann seinen linken Oberschenkel zu umfassen und dann bei kläglichem Grimassenpiel mit denselben über das Knie und die Waden hinunterzustrreichen.

»Au! o! o! au! au!« ächzte er dabei, denn es war ihm darum zu thun, diese augenblicklich mitleidige Regung der Frau warm zu erhalten.

Gab es doch auch Stunden, wo er in der That die recht fatalen Schmerzen ganz gehörig verspürte, sie aber für sich allein genießen mußte, weil sich Niemand die Zeit nahm, ihn zu bedauern und zu beklagen.

Gertrud lächelte in sich hinein. Sie mochte die kleine Schwäche ihres Gestrengen durchschaut haben. Auch waren es diesmal bei ihr wohl weniger die Theilnahme und das Mitgefühl für das Zipperle ihres Mannes gewesen, welche ihr obige Frage in den Mund gelegt hatten, als vielmehr ihre Absicht, das vorhin geführte Gespräch von dem begonnenen klüglichen Gegenstand ab auf ein anderes Thema überzuleiten, auf ein Thema, das ihrem mütterlichen Herzen augenblicklich näher lag. Sieh also den Anschein größten Mitleids gebend, dabei stets ihr Ziel im Auge, frug sie:

»Hat's di wieder, Vincenz? Guck! Wenn i lieber nix g'sait hätt! Es isch gewiß und isch woahr! Mer sott de Teufel et an d'Wand mole! Ach du liebe Zeit! Thuet ders denn gar so arg waih?«

»Au! o! o! au! au!« bestätigte der Bauer dort im Lehnsstuhl unter Aechzen und Stöhnen diese Frage, obwohl er, wie wir wissen, augenblicklich fast von allem Schmerz befreit war, ihm vielmehr die unvermuthete Theilnahme seiner Gertrud wohl that bis in den großen Zehen hinunter.

»Ja Alter, wenn's ebe gar net besser werde will mit dei'm Reize in de Glieder, so mußst meiner sechs Eppes dergega thau! Vor allem mußst di mainer schone, denn so ta's jo net fortgau. Bistch jo zu bedauere! Währle, a reachts Glüd isches, daß der Johannes hoim kommt! Do kannst der's doch jetzt leichter mache!«

»Jo leichter mache!« äffte der Bauer im verdrüßlichen Tone des Widerspruchs die letzten Worte seines Weibes nach.

»Ja, wenn mer dene junge Leut' Eppes alloi überlasse könnt! Aber grad um'lehrt isches. Wenn jetzt der Johannes wieder um de Weg isch, ei du liebe Zeit, i woiß schau, wie's kommt. Do hoißt's bei mir erst reacht wieder Fuchs und Has sei, damit d'Kircha im Dorf bleibt. Der Lausbua möcht jo schau gern' g'scheiter sei, wie sei Vater, und hat allerhand oigene Possen im Kopf. I will's em aber vertreibe, die Mucke! Er muß wisse, daß er 's Kind isch und daß er thau muß, wie'n i's, sei' Vater, hau will!«

»Aber Vincenz! So sei doch g'scheit und verzirn di net schau, eh nor dei'm Kind zum Willkomm' d'Hand gea und Grüß Gott g'sait hasch. Laß de Johannes doch zairst hoim komme, eh d'schau wieder mitem händelsch. Was witt au? Der Johannes guckt doch uf unser Sach! Was isch dagege mit fremde Leut? Hinte nix und vorne nix! Gelt, mit dem Kneachtle, der weiter nix könnt hat, als'n rechte Känkel Brod ra schneide und im Stand quä isch, a Mäfle Grumbira alloim z'fressa, mit deam hasch unterdeß' reacht scho' fuhrwerke könne? Do hot mer die ganz' Zeit, es hat möge no so hinterschesfür hergau, toi unschön's Wörtle g'hairt.«

Die Bäuerin drückte den Schurzzipfel an die Augen und sprach mit schluchzender Stimme weiter:

»Soll jetzt bei oige Kind weniger gelte, als der Knecht? Isch dir der Knecht vielleicht lieber quä, als bei Bua, unser oinzig's Kind?«

»Sell hau i nonet g'sait!« gab mit beinahe weichem Anflang in der Stimme der Bauer zurück.

»I hau mei Kind au gern, fogut wie du. Aber sell isch wohr, 's Knechtle hat doch wenigstens thau, wie i's han hau wölle, beim Johannes aber thät's schier not, i thät den Bua froge, was i z'thau häb', statt er mi!«



Do bin i jetzt wieder, Vater, weil's hasch hau wölle.

»D, es isch grad net allen. I leg gwä, was der Johannes g'schafft hot!« warf, etwas unvorsichtig und einen Moment ihre diplomatische Natur vergessend, Frau

Gertrud dazwischen, mußte ihren Fehler aber gleich bereuen, denn alsbald war es beim Bauer mit der Nachgiebigkeit vorbei und derselbe fuhr jetzt in seiner eben unterbrochenen Rede mit erhobener Stimme fort:

»I woiß schau! Du hast dem Johannes alleweil de Kopf g'hobe und thätst wohl gern' sehe, daß er schau jetzt uf' em Hof kommediere dürft. Wirst de aber brenne! Moinst vielleicht, — au! o! au! — au! i sei bei meiner Sicht zu nix meh z'brauche, he? Nor stät! So schnell schießet d'Preuße net und der Vincenz Hartmann hat, wenn's Gott's Will isch, uf dere Hoftraith' schau noch a Weile de Goißelsteck a der Hand!«

Während diesen Worten war die Bäuerin plötzlich aufgestanden, hatte zum Fenster hinausgeschaut und mit freudiger Erregung ausgerufen:

»Se kommet! Ei! Was er guet ausieht! Mer moint, er sei wahrle wieder g'wache, seit dem Letztemol! O gelt Vincenz, sei freundlich mit em! Lassen nor a klois Bißle eppes gelte im Haus! Ganz g'wiß, er schafft dir no alles noch emol so gern' und 's bleibt Friede. Zeig em als au a freundlich's G'sicht! Lob'en als a bißle! Wirsch sehe, es thut gut und er goht der durch's Feuer!«

Die Thüre war aufgesprungen und Johannes mit Agathe eingetreten. Der stattliche Junge ging rasch auf seinen Vater zu und reichte demselben mit einem herzlichen »Grüß Gott!« die Hände.

»Do bin i jetzt wieder, Vater, weil's hasch hau wölle, daß i hoim kumm. Jetzt sag' no, was z'schaffe für mi geit! I han d' Hoffnung, du wirsch mi zu Allem brauche könne!«

Der alte Hartmann, auf welchen sowohl die letzte Ermahnung der Mutter, als noch mehr dieses kindlich bescheidene Entgegenkommen des Sohnes einen günstigen Eindruck gemacht zu haben schien, erwiderte dessen Gruß freundlicher, als noch vorhin bei der Unterredung zwischen den Eltern zu vermuthen war. Frau Gertrud schloß ihren Liebling einen Moment gerührt in die

widerte dessen Gruß freundlicher, als noch vorhin bei der Unterredung zwischen den Eltern zu vermuthen war. Frau Gertrud schloß ihren Liebling einen Moment gerührt in die

Arme, dann aber ging's an's Fragen und Erzählen. Das Erste war, daß Johannes seinen vom »Maier« in Wöttingen erhaltenen Ehrenlohn vor den erstaunten Blicken der Eltern auf den Tisch zählte und seinem Vater das von seinem bisherigen Herrn erhaltene, so günstig lautende schriftliche Zeugniß einhändigte, was ihm von der ganz entzückten Mutter Liebesongen, vom Vater aber das nun freilich schon wieder mit einer bitteren Pille versehene Lob eintrug, er freue sich, daß der Johannes in Wöttingen sich gut aufgeführt und auch Manches gelernt habe, aber das wolle er ihm nur gleich sagen, daheim müsse es jetzt wieder nach seines, des Vaters, Willen gehen. Die Sachen, wie man es auf den großen Höfen treibe, hätten daheim keinen Werth. Er soll sich das nur gleich aus dem Kopf schlagen.

Johannes wollte, schwer enttäuscht, schon entgegenen: Da hätte er ja nicht fortzugehen brauchen, wurde aber durch einen bittenden Blick Agathens noch rechtzeitig davon abgehalten. Seine schwesterliche Freundin hatte ihm damit den ersten jener wohlmeinenden »Stumperer« gegeben, um die er sie vor Kurzem auf dem Weg zum Vaterhaus scherzend gebeten hatte, falls ihm seinem Vater gegenüber dann und wann der Gaul durchzugehen drohen sollte.

Gerechtes Erstaunen, ja bei der Mutter großen Schrecken, rief zuletzt die Erzählung von dem Abenteuer hervor, das Johannes mit dem Heiner im Walde bestanden hatte.

Verschieden aber war auf die Eltern die Wirkung der Schlußversicherung des Johannes, daß ohne Agathens Dazwischenspringen er möglicherweise nimmer gesund heimgekommen wäre. Während Frau Gertrud dem verschämt jedes Lob ablehnenden Mädchen mit Thränen in den Augen recht innig zu danken versuchte, meinte Vater Hartmann, dem der sog. Herzenszug bei jungen Leuten so unbekannt war, als das Innere Afrikas, beim Zubettgehen den Fall nochmals eingehend mit seiner Frau besprechend: Er habe es ja gleich gesagt. Das Agathle sei das einzige Weibsbild, auf welches der wilde Heiner etwas gebe. Die müsse den Kerl heirathen, denn die sei allein im Stand, ihn einst als dessen Weib zu einem ordentlichen Menschen zu machen. Die Eheleute besprachen sich über diesen Punkt noch lange miteinander, wir aber wollen darüber vorerst den Schleier nicht lüpfen. Wir wollen uns für's Erste lediglich dem sehnlichen Wunsche anschließen, der sich damals in einem inbrünstigen Nachtgebet Agathens's Lust gemacht hatte, dem Wunsche nämlich, es möchte dem heimkehrenden Sohn mit Gottes Hilfe gelingen, von nun ab allezeit den richtigen Weg zu finden, den er als Kind, den Eltern gegenüber zu betreten schuldig ist. Es möchte aber auch Vater Hartmann über dem ihm zustehenden Rechte, von seinem Sohne unbedingten Gehorsam zu

verlangen, seine Augen nicht länger mehr vor einer ebenso unbestreitbaren Nothwendigkeit verschließen. Unter dieser Nothwendigkeit verstehen wir, daß man bei herangewachsenen Kindern das erwachende Selbstbewußtsein nicht allzusehr zurückdrängen, deren Leistungen und deren Streben nach vorwärts nicht mit Geringschätzung beurtheilen darf, will man, daß die Anhänglichkeit der Kinder an das Elternhaus nicht verloren gehe, vielmehr dem Landwirth seine natürlichen, und bei richtiger Behandlung auch zuverlässigsten, Gehilfen möglichst lange erhalten bleiben.

\* \* \*

### 3. Kapitel.

Motto: Und wo mit Satans Weis und Noth  
 Dieb uf dunkle Pfade got,  
 I will's nit hoffen, aber g'schieht's —  
 Gang heim! Der himmlisch' Richter sieh't's.  
 Gebel.

Heiner hatte den Bock auf der Stelle, wo derselbe liegen geblieben war, ausgeweidet und sodann, nachdem alle Spuren, so gut es gehen wollte, beseitigt und die verrätherischen Stellen mit Schnee zugedeckt waren, den Heimweg angetreten. Er wählte zum Nachhausegehen aber nicht den direkten Weg, sondern schlich sich mit seiner über die Schultern geworfenen Beute nach der entgegengesetzten Seite davon. Nach mancherlei Kreuz- und Querwindungen, welche ihn immer weiter von der väterlichen Wohnung abbrachten, hatte er zuletzt eine Stelle in einem engen Waldthälchen erreicht, wenn man einen im Lauf der Jahrhunderte gebildeten schnaken, aber tiefen Wasserriß so nennen darf, der die waldigen Höhen trennt und durch welchen der Wildbach in rasendem Gefälle zwischen lose umherliegenden gewaltigen Sandsteinblöcken, weißen Gischts zu den Tannen emporspritzend, unaufhaltsam dahin rauscht.

Der Ort, wo Heiner Halt machte, war recht unheimlich, obwohl er nicht allzuweit entfernt ist von menschlichen Wohnungen, und zwar nahe dem einsam auf unwirthlicher Höhe gelegenen württembergischen Waldsteden Monakam, zu dem steil aufwärts in manchfacher Windung, unter dichtem Holzbestand halb versteckt, ein rauher, steiniger Pfad führt. Ja, er war unheimlich, dieser Ort, denn es ist dort, mit Ausnahme der durch den Zahn der Zeit zerbröckelten, kleinen, steinernen, in einem einzigen Bogen über den Bach gebauten Brücke und des darüber hinwegführenden nur mangelhaft unterhaltenen Wegs, der sich hüben wie drüben alsbald wieder dem Auge verbirgt, nichts zu sehen, was an irgend welchen menschlichen Verkehre erinnert. Der Zu- und Abfluß des reizenden Bachs gestattet dem Auge keinen Blick in größere Ferne. Durch seine kurzen Bogen und Windungen, welche er dort macht, entsteht gleichsam ein Kessel, eine Art

Schlucht, zu und aus welcher ein menschlicher Fuß scheinbar nur vermittelt des querüber gebauten Wegs gelangen kann. Hier auf dieser Stelle könnte man wohl recht gut einen Menschen abmurksen, ohne daß dessen Nothschrei so leicht ein anderes Ohr trafe, als das des Mörders, oder des Uhus und der Füchse, welche hier ihre Wohnstätten aufgeschlagen haben.

Heiner that einen eigenthümlichen Pfiff, auf welchen, nachdem derselbe von ihm etwa zum dritten- oder viertenmal wiederholt worden war, gleich darauf der Schrei eines Raubvogels Antwort gab.

»Aha! Er isch dahoim! Jez isch lang Tag!« sprach auf dieses Zeichen mit dem Lächeln der Befriedigung zu sich selber der Wilddieb, während er seine Last niederlegte und es sich einen Augenblick auf dem Vogen des Brückchens bequem machte.

»Wenn mir jez heut' der Teufel den Johannes net in de Weg g'führt hätt', so wär' jo so weit alles recht schö' verlaufe — Herrgott!« fuhr der unguete Gefelle nach einer Weile des Nachdenkens lebhaft auf und setzte dann sein Selbstgespräch fort: »Desmol kann er se gratelire, der Mehlpapp, daß des Agathle grab' derzu komme isch! I hätt möge net für mi eistau! Han i doch g'moint, wiean er so zwische mir und dem Rehbock g'stande isch, der Lalle, i spär' wieder seine Baurebrake am Hals, mit dene er mi selbigsmol g'würgt hot, daßi fast hi' gwä bin. Jo, jo, desmol hätt's leicht a Dngläd afeze könne!« — Und wieder war der Heiner eine zeitlang still mit sich selbst beschäftigt, da mochte ihm ein ganz besonderer Gedanke aufgestiegen sein, denn er griff plötzlich mit beiden Händen nach der Stirne und schrie mehr, als er sprach:

»Verflucht! Was hot des Agathle beim Johannes im Wald z'schaffe gheet?«

»A Mai'kur werde se um dui Zeit schwerlich g'macht hau!« gab höhniisch die hirschelnde Stimme eines Blähhalses zur Antwort und hinter dem ob dieser unermutheten Unterbrechung seines Gedankengangs fast erschrockenen und sich blitzschnell nach dem Sprecher herumdrehenden Heiner stand eine sonderbare Gestalt in der Tracht der auf württembergischem Gebiet wohnenden »Waldbauern«, die sich von derjenigen im sog. Strohgäu ganz wesentlich unterscheidet.

Dieses Strohgäu beginnt hier an der geognostischen Grenze, da wo der bunte Sandstein in den Muschelkalk übergeht. Der Uebergang ist oft ein so unmerklicher, daß man sich noch im Gebiet des Schwarzwaldes wähnt, während Theile der Feldgemarkungen schon in die kalkreichere Bodenart des Gäu's überspielen. Der große Unterschied dieser beiden Gesteins- und Bodenarten ist unverkennbar auch dem Wesen und Charakter der Bewohner beider Theile aufgedrückt und zeigt sich ganz auffallend in der Kleidertracht. Da

aber der kalkreiche Lehm- und Thonboden des Strohgäu's landwirthschaftlich mehr abwirft, als der unter dem Einfluß des rothen Sandsteins stehende »Waldboden«, so wird es unter den Landleuten jener Gegend, sowohl auf badischer, wie auf württembergischer Seite, gleichsam als eine Ehre betrachtet, zum Strohgäu zu gehören, wozu sich stolz auch noch die Neuhäufener rechnen, obwohl sie von den Tannen des Schwarzwalds auf einer Seite ganz umgeben sind und ein Theil ihrer Feldgemarkung noch den rothen Sandboden zu Tage treten läßt.

Der so plötzlich Aufgetauchte war also ein »Waldbauer«. Aber, o jemine, was für einer!

Statt jener schlankgewachsenen, in ihrer Kleidsamen, dunklen Tracht heute noch einen schönen Anblick gewährenden stattlichen Männer des Waldes war hier ein verküppelter, zwerghafter Auswuchs dieses Menschengeschlechts herbeigeschlichen.

Die kurze schwarze Tuchjacke mit dem charakteristischen Stehragen und den darauf dicht nebeneinandergesetzten Metallknöpfen mußte einen ganz gehörigen Höcker überdecken, so daß der Kittel weit hinten abstund und das grobe schmutzige Hemd über 2 Hand breit zwischen der einst schwarzen lebernen Kniehose und der Jacke hervorklaffen ließ.

Sodann vervollständigten schwarze Strümpfe, welche zwischen den nicht ganz bis zum Knie reichenden Stiefelschäften hervorschauten, und zuletzt ein abgetragener Dreispizhut, die äußere Erscheinung dieses Menschen. Der Hals desselben aber war mit einem stattlichen Kropf geziert, während unter den buschigen rothen Haaren ein mit linsengroßen Sonnenflecken überdecktes faltiges Gesicht hervorsah, dem nur die pfiffig blinzenden Auglein das Kretinartige benahmen, das im Uebrigen dort sowohl, wie auf der ganzen Figur unverkennbar ausgebreitet lag.

Es war der »rothe Balzer« von Monakam, ein durch das Zusammenwirken von allerlei Umständen heruntergekommenes Subjekt mit jener Bitterkeit im Herzen, die man so häufig bei den von Geburt an mißgestalteten Leuten antrifft, welche aber nur das Echo ist auf die endlosen Lieblosigkeiten und auf den schon im frühen Kindesalter über solche Unglückliche sich in reichem Maße ergießenden Strom rohen Spottes oder empörender Mißhandlung.

Der rothe Balzer war seiner Berufsart nach ein Holzmacher, trieb aber nebenbei und mit Vorliebe allerlei erlaubten und unerlaubten Handel und gab sich namentlich dazu her, vorkommenden Wildsrevol zu unterstützen, indem er die unrechtmäßig erlegten Thiere annahm, in seiner hier einsam im Walde verstreut liegenden Holzhütte verbarg und sie gelegentlich in den Städten zu Geld verwerthete. Die hier durchziehende Landesgrenze begünstigte solche Geschäfte.

Er ist es gewesen, welcher vorhin das Pfeifen Heiners mit dem gut nachgemachten Schrei eines Habichts erwidert hatte, ein Zeichen, das schon lange zwischen diesen zwei fauberen Kunden verabredet war.

Balzer schien zunächst be- lustigt darüber, daß es ihm so gut gelang, seinen Kumpan anzuschleichen und demselben mit seiner plötzlichen Zwischen- rede einen kleinen Schrecken einzujagen. Dann betrachtete er mit Kennerauge das auf dem Boden liegende Reh, während ihn Heiner mit den Worten begrüßte:

»So, bist um de Weg, Balzer? 'S isch reacht. Gud, do hoi i wieder amol Dim 'nufblägt. Der Bod muß seine 30 Pfund wieage! Ka'sch en brauche?«

»'Sta' sei, 'Sta' sei, au net!« gab der Bucklige mit pffifigem Augenblinzen und mit dem bei Dickhälsen so eigenthümlich klingenden hirschelnden Lachen zur Antwort. »Zairste muß i doch wisse, was d' do für witt?« —

Sie waren bald handels- eins geworden und verschwanden gleich darauf mit dem Reh im nahen Dickicht, wo, unter Felsen und Farrenkraut versteckt, die alte Holzhütte stand, in welcher der rothe Balzer sich zuweilen aufhielt. Die- selbe diente scheinbar nur dazu, des buckligen Holzhaders Werk- zeuge aufzunehmen, auch stand darin eine roh gezimmerte Bett- stadt, in welcher auf gefülltem Laubsack der Besitzer während der Jahreszeit, wo es im Walde für ihn beständig Arbeit gab, nach Belieben übernachten konnte. Nie- mand aber, außer seinen intimsten Zuträgern, wußte davon, daß der Boden dieser Hütte untergraben und daß unter der Fliese eine Art Keller verborgen lag, welcher hinreichte, um Gegenstände aller Art, beson- ders aber auch solche Fleischwaaren, wie ihm heute eine vom Heiner übergeben worden war, eine zeitlang aufzubewahren und vor unberufenen Blicken zu ver- stecken.

»Was hasch vorig g'moint, Balzer, von wega dem

Johannes und dem Agathle?« frug Heiner lauernd den Buckligen, als das »Geschäft« abgemacht war.

»Was wer' i g'moint hau! Wenn des Mädle dem Johannes, wie Du sag'sch, bis in de Wald entgegengegan-



Der Bod muß seine 30 Pfund wieage! Ka'sch en brauche?

isch, so isches, bei dem Schnai, a mol g'wiß net wega 'nem Erbelsucha gwä. Mei Moining isch: die Zwoi könne's guat mitanander und selle Bira, Heiner, send für die, schät i, so guat wiea g'schüttelt.«

»'N Teufel send je!« schrie wüthend der Heiner. »Hau i net vom Alte schau lang 's Verspreche? Du woisch, es soll jo do 'rüber und 'nüber g'heiert werda. So isch es ausg'macht und so muß es werda und, wenn i grad vorher mei'm zukünftige Schwoger, dem Duckmäuser, Dine uf's Leder brenna müaßt, daß er's Schnauße vergift.«

»Uf dui Art thät's aber mit dera Schwägerschaft schlecht stimmma!« lachte der Bucklige. »Zairste taud-schießa und noch —«

»Halt's Maul! Was leit mir an der Schwägerschaft!« warf der wilde Bursche dazwischen. »Der Johannes mag von mir aus, wann er will, zum Teufel gau, aber 's Agathle, sag i, muoß mei werda! Sie hot mer's amol athau. I woiß es net, wieas kommt, aber wenn i die kloï Hex no von Weitem sieh, so bin i glei ganz verdreht. Und diea soll mir der Johannes wegschnappe?« fuhr er leidenschaftlich auf. »Herr! Wenn i nor dra denk, könnt' i schau a Narr werda!« Dann wurde er wieder ruhig und sprach gelassener: »I glaub's aber net, denn sellem sei Vater guet uf's Geld und 's Agathle hat net viel. Au hau i zwische dene Zwoi bis jetzt nix Verdächtigs merke könne; a bisle verwandt send se jo so wie so au mitenand'. Aber, wenn D' Neacht hätt'sch und mir der dalket Kerle s'G'spiel verberba thät, — Teufel au! — No hätt's g'schell mit em!«

»No kalt Bluat! Mit Deiner Hitz richst' nix aus! Hordh a mol, was i Der sage will. Damit kum'sch vielleicht weiter.«

Der Bucklige sprach leise in den Heiner hinein. Dessen Vorschläge schienen einzuleuchten, denn die bislang finstere Miene Heiners hellte sich auf und in fast fröhlicher Stimmung machte sich nunmehr der junge Mann, nachdem er zuletzt auch die Klinte im Vestied des Balzer zurückgelassen hatte, jetzt als harmloser Bauernbursche durch den Wald dahinschreitend, in geradester Richtung auf den Heimweg.

\* \* \*

#### 4. Kapitel.

Notte: Ach! wo nicht dieses Sternlein wacht,  
Umhüllet Dunkelheit und Nacht,  
Der Kindeit lichte Wege.

Wolff Strummacher.

Auf dem Jochhof waren sie gerade beim Nachtessen, als Heiner heimkam. Oben am Tisch saß der Jochbauer selbst, ein langer, magerer Mann mit derselben scharf vorstehenden Nase in dem gefurchten Gesicht, die wir bereits an seinem ältesten Sohn, dem Heiner, bemerkt haben. Der borstige Bart, das wirr um den Kopf flatternde Haupthaar, die hervorgequollenen Augen und die trotz des Feiertags, fast nachlässige Kleidung drückten dem Manne in Etwas den Stempel der Heruntergekommenheit auf. Dieser Eindruck wurde vermehrt, wenn man die weitläufigen und ursprünglich wohl auch schönen Baulichkeiten dieses großen Bauernhofes in Betracht zog, und dazu die Zahl der hier ein- und ausgehenden Dienstaboten in die Waagschale warf.

Er schien nicht in bester Stimmung zu sein, der Jochbauer, denn er schimpfte während dem Essen fortwährend über seine Leute, von denen die Meisten keine »schimmliche Bohne« werth seien und die er noch alle zum Teufel jagen werde. Dabei galt sein Zorn sichtlich auch dem abwesenden Heiner. Mehr wie einmal, versicherte der Bauer, daß er es dem Lump heute einmal ordentlich »sagen« wolle, er möge nur heim kommen.

Neben dem Jochbauern hatte, wie üblich, die Bäuerin Platz genommen. Auch an ihr war nichts zu bemerken von der Sauberkeit und Aufgeräumtheit, die wir vorher drüben bei Hartmanns zu beobachten Gelegenheit hatten.

Was eine Hausfrau am meisten verunziert, das sind ungemachte oder verzaunte Haare. Die Jochbäuerin schien das entweder nicht zu wissen, oder war es ihr längst gleichgültig, wie sie aussah. Es lag überhaupt ein gewisser Stumpfsinn auf dem bleichen, nichts sagenden Gesichte dieser Frau. Und dieser Stumpfsinn, er hatte — wir dürfen es dem Leser schon sagen — sich erst im Laufe langer bang- und drangvoller Jahre, welche die Bedauernswerthe an der Seite eines rohen, ungeschlachteten Mannes durchkosten mußte, bei ihr ausgebildet. Er ist der deutliche Abklatsch vieler Lebensstürme, welchen der von Haus aus schwach angelegte Charakter der als Mädchen einst auch einmal fröhlich und hoffnungsvoll dahinlebenden, dann aber durch den Willen ihrer Eltern in dieses glänzende Glend hineingestoßenen Frau, leider nicht gewachsen war.

In ihrer äußeren Umhüllung »nobler« wie die Eltern, präsentirte sich die Tochter Babet.

Während der Vater im verschmutzten Baumwollhemd mit nur einem Hosenträger übergeknüpft, den anderen herunterhängen lassend, dort beide Ellenbogen auf den Tisch stützte, sich mit der einen Hand faul den Kopf hielt und mit der anderen die Milchsuppe aus der gemeinschaftlichen Schüssel herauslöfelte, und während die Mutter ungekämmt und schlampig daneben saß, stand die Tochter dagegen noch am späten Abend im schillernden Feiertagsgewand, auf welches übrigens bei dem weiten Herholen der Speise aus der in der Mitte des Tisches stehenden Schüssel gar mancher Tropfen herabfiel.

Die so spät noch wie ein Pfau Herausgeputzte war an jenem Nachmittage mehr wie zehnmal die Ortsstraße auf- und abgerannt. Wollte sie sich doch dem heimkehrenden Johannes im besten Lichte zeigen und die Erste sein im Dorfe, die ihn begrüße. Jedoch, es war vergeblich! Die dem Leser bekannte Verzögerung im Walde hatte Alles vereitelt. Und wie gut war das für die Babet, denn, hätte sie mit ansehen müssen, wie an der Seite des ihr Zugedachten eine Andere

aus dem Wald heraustrat und wie beide vor dem Eintritt in's Hartmann'sche Haus so herzinnig miteinander plauderten und sich die Hände schüttelten, so wäre sicherlich die Furie der Eifersucht über sie gekommen. Daß es sich dabei um ganz andere Dinge gehandelt haben könnte, als um Liebeleien, das zu begreifen wäre ja die Babett doch nie und nimmermehr im Stande gewesen.

Die Tochter des Jochbauern machte den Eindruck eines trotz der Jugend unschönen, eiteln, puffsüchtigen und vorlauten Geschöpf's. Die Art und Weise, wie sie in Alles hinein sprach, was hier von Vater und Mutter am Tisch verhandelt wurde, und wie sie sich dabei fortwährend mit den neben ihr sitzenden Brüdern, dem Kaspar und dem Damian herumspritzte, zeigte das deutlich.

Die ebengenannten jüngsten Sprößlinge des Jochbauern waren nun freilich auch nicht gerade sehr liebenswürdig, vielmehr ein paar unartige Buben von 17 und 15 Jahren mit rohen, dummdreisten Gesichtern, deren Sinnen und Trachten nur darauf ausging, Mutter und Schwester zu ärgern, dabei sich thunlichst um die Arbeit herumzudrücken und den Vater in jeder Weise zu hintergehen.

Würde der jetzt eben eintretende Heiner und diese zwei Buben, seine Brüder, auf dem Hofe ihre Schuldigkeit gethan und im väterlichen Geschäft, wie es sich gehört, mitgesorgt und mitgeholfen haben, wäre die Babett ihrer Mutter im Haushalt kräftig zur Seite gestanden, dann wären von vornherein die vielen Diensthilfen und Tagelöhner sicher nicht nöthig gewesen, die hier in diesem Hause neben den »Eigene« mit zu Tische saßen, und um gar manches Andere auf dem Jochhof würde es besser ausgesehen haben. Aber freilich! Wie kann man ein Einsehen von den Kindern eines Vaters erwarten, dessen eigener Leichtsinns keine Grenzen kennt. Erhielt doch der »Maier« von Wöttlingen, welcher einst dem ihm wohlbekannten Jochbauern vorrechnete, daß er ja viel zu viel Leute halte und dadurch nothwendig zu Schaden kommen müsse, von Jenem die leichtfertige Antwort zurück: »Ach was! Sie fresset oins de lieber, wenn's ihrer mai\*) send!« — —

Dem Heiner war es nicht eingefallen, den Eltern und Geschwistern bei seinem Eintritt in die Stube einen Gruß zu entbieten, wie das doch in allen geordneten Häusern eine eben so alte, als schöne Sitte ist, wo ein Glied des Haushaltes nach mehrstündiger Abwesenheit wieder zurückkehrt.

Mit ungemeiner Ungeniertheit warf er vielmehr, als er bemerkte, daß beinahe abgegessen war, seinen Hut in die Ecke, sich selbst aber auf die Ofenbank.

\*) Mehrere.

»Witt nix z'esse?« fragte nach einer Weile fast schüchtern die Mutter.

»Jo, wenn i no müaßt hintedrei Eure Schüssel und Teller ausschlecka!« gab Heiner unartig zurück. »I schät, es wurd se für mi no Eppes im B'hälterle finde und, wenn net, so woiß i jo, wo der Adler isch.«

»Wärsch zur Zeit hoimgange, Lump!« schrie nun der alte Jochbauer zornig vom Tisch herüber, worauf die anwesenden Diensthilfen bedeutsam die Köpfe zusammensteckten und die zwei Brüder des also Gestadelten böshaft vor sich hinlachten und demselben schadenfrohe Blicke zusandten. Der Alte aber fuhr fort: »Uderisch de ganze Tag umenand' und läsch mi alloi drahange! Der neu Rogknecht isch no net do, der Kühfütterer hat 'n Kausch, graißer als e Haus, und's Vieh brüllt z'seme, daß a Schand' isch. Do schlag a kreuzlahmer Esel 'nei' in sotte Kinder und Chalte.\*\*) I hau's schau oft g'sait: Wenn no keine Feiertäg' mai im Kalender stünde!«

»D steig mer de Buckel nuf mit dei'm Gethua!« gab frech der Heiner zurück und drehte sich, dabei recht maltitiös, dem Vater des Körpers Rückseite zeigend, gegen die Wand herum.

Einen Augenblick schien es, als wollte dieses impertinente, zuchtlose Gebahren des ungerathenen Sohnes dem Jochbauern doch zuviel werden. Dunkelroth im Gesicht erhob er sich und einen Augenblick wollte es scheinen, als beabsichtige er sich an dem Unverschämten zu vergreifen. Aber, wer von Uranfang bei den Kindern die heilsame Zucht versäumt hat, vermag das in einem Fall, wie der vorliegende, nimmer nachzuholen. So verlegte sich der Jochbauer, vielleicht daran denkend, daß er fr. Zt. seinem Vater es ja auch nicht besser gemacht habe, auf nutzloses und rohes Schimpfen, wie es als Ersatz für die Ohnmacht und verloren gegangene Autorität so gerne gebraucht wird, und mit einem Fluch sich wieder niederlegend, sprach er zuletzt die garstige Verwünschung aus: »Krieg die Krant, Lausbua, misserablig!«

Währenddem hatten sich die Diensthilfen ohne Tischgebet aus dem Zimmer entfernt und, zwischen diesen durchschlüpfend, beilten sich auch der Kaspar und der Damian, daß sie die Stubenthüre hinter sich belamen.

Bei den Zurückgebliebenen aber setzte es jetzt im engern Kreis erst recht noch die unerquicklichsten Streitigkeiten ab, woran auch die Babett sich betheiligte.

Und wie bei jeder Unterhaltung ein Wort das andere gibt und die zusammen Sprechenden häufig in ihrer Rede unversehens auf ein anderes Thema überspringen, so erging es auch hier bei den Streitenden. Der zuerst nur wegen Heiners spätem Nachhausekommen entstandene Disput war bald auf dem

\*) Schwäbische Bezeichnung für Diensthilfen.

Punkt angekommen, wo gegenseitige Vorwürfe wie die Hagelkörner aufeinander plagten. Zuletzt kam jenes Heirathsprojekt noch daran, welches seine Entstehung der kürzlich vom Nachbar Hartmann voreilig ausgesprochenen Geneigtheit verdankt, seinen Sohn einst mit des reichen Jochbauern einziger Tochter zu verheirathen, während, gleichsam als Draufgeld, das arme Agathe dem in das Mädchen verschoffenen Heiner versprochen wurde. Auf eine dabei hingeworfene Rede der ungeduldigen Geschwister, daß die Sache nur deshalb verschleppt werde, weil der Jochbauer nicht mit dem Heirathsgut herauskrücken, sondern Alles allein behalten wolle, waren die Streitenden schnell bei dem wundesten aller Punkte angelangt, nämlich bei dem, wo leider so gar häufig die materiellen Interessen von Alt und Jung, ja sage von Eltern und deren eigenen Kindern, feindlich einander gegenüberstehen.

»Bin i euch vielleicht Eppes schuldig?« schrie der Jochbauer wild, aber diesmal mit richtiger Logik, seine Kinder an, worauf der Heiner mit grenzenloser Frechheit erwiderte:

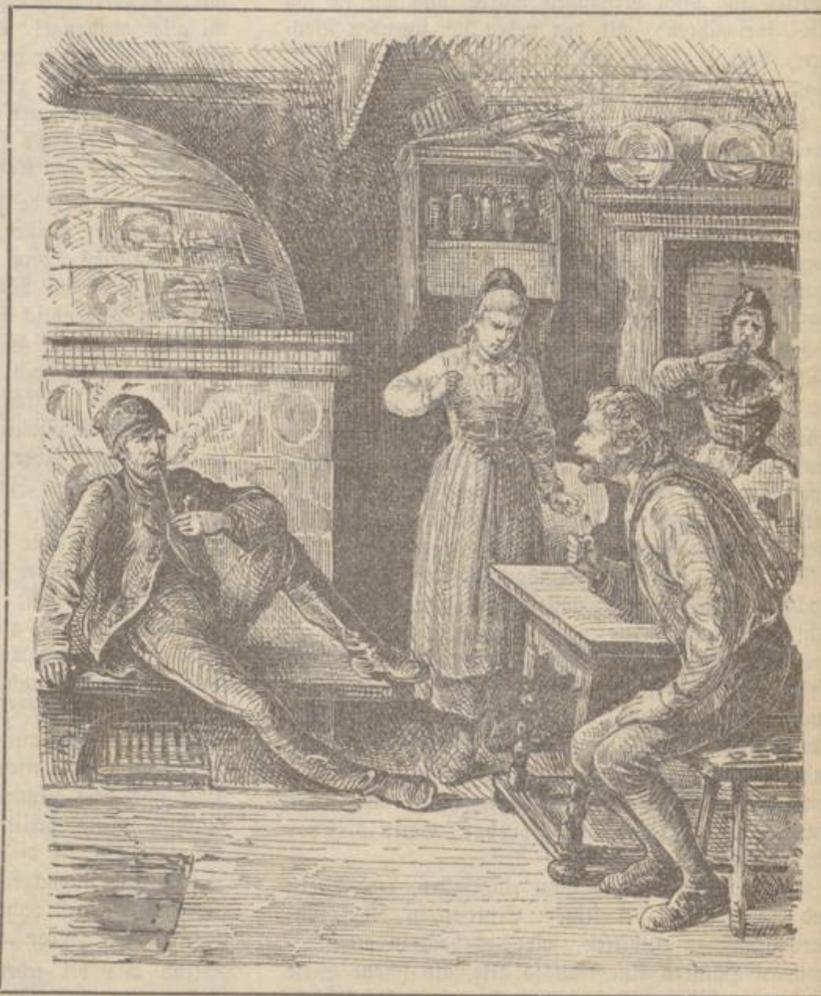
»Ja wohl! I hau's Alter, daß i endlich Theil am Hofkrieg!«

Und die Babett mit ihrer kreischenden Stimme schrie dazwischen: »Ka' i net, wenn i will, mei Heirathsgut alle Tag verlange? D'Muatter hat Dir ihr Vermöge au mit 18 Johr beibrocht und i bin um Weinnächt schau 19 gwä!«

Es widert uns an, die weiteren Einzelheiten dieser unschönen Scene zu erzählen. Es geht aus dem bisher Mitgetheilten ja mehr als zur Genüge hervor, wohin bei Kindern mangelhafte Erziehung und das von den Alten selbst gegebene schlechte Beispiel führen kann. Geht doch ein brutales Verlangen der Kinder nach dem Besitz der Eltern schließlich über Alles, was in Bezug auf Begriffsverwirrung, Rohheit und Undankbarkeit

von den Jungen geleistet werden kann. Wir aber meinen: Zuerst kommt »Alt« und dann »Jung«!

Allerdings, es ist eine tief dem menschlichen Gemüth eingepflanzte Sitte, ja mehr als das, es ist ein von Generation auf Generation vererbtes heiliges Gefühl der Pflicht, daß die Alten für die Existenz ihrer Kinder schon bei Zeiten sorgen, und es ist für gewissenhafte Eltern stets auch eine hohe Befriedigung, die Früchte ihres Fleißes für brave Kinder zurücklegen zu können. Immer aber ist und bleibt solcher Besitz unantastbares Eigenthum der Eltern, so



»Bin i euch vielleicht Eppes schuldig?« schrie der Jochbauer wild.

lange dieselben es für gut finden, ihn ganz oder theilweise zu behalten, oder so lange nicht der bittere Tod einem oder beide Ehegatten aus der Welt abfordert.

Was schon vorher den Kindern, zu ihrem Fort-

kommen verabreicht wird, das ist lediglich guter Wille der Eltern und es muß das von den Kindern als solcher mit dem gebührenden Dank entgegengenommen werden. Ein Recht darauf besteht moralisch gewiß nicht, vielmehr ist es eine empörende und leider gar nicht seltene Unsitte, wenn die Jungen vorzeitig auf das Vermögen der Alten greifen zu dürfen.

Deßhalb, wenn ihr des Gemüthes, der Dankbarkeit, kurz des Edelbensens, eurer Kinder nicht ganz und gar sicher seid, ihr Eltern, so mögt ihr bei dieser Gelegenheit wiederholt auf den alten Rath hören, der ja auf tausendfacher Erfahrung gegründet ist. Er heißt: Vergebt euch gegenüber euren Kindern nicht! Denkt immer an jenes Vogelnest, das ein Bauer einst mit sammt den Jungen heimgebracht und im Käfig vor das Fenster gehängt hatte. Siehe, da kam Tag für Tag das alte Vogelpaar und fütterte die Jungen, bis sie flügge waren.

Bin doch neugierig, dachte der Bauer, wie jetzt die jungen Vögel soviel Liebe vergelten werden! Er gab den Jungen die Freiheit, fing aber alsbald die Alten und hing auch sie zum Fenster hinaus, sicher erwartend, daß nun die ersteren kommen würden, um den gefangenen Eltern das Futter zuzutragen. Aber er hatte sich schwer getäuscht! Die jungen Vögel ließen sich nimmer sehen und die Alten, von ihren undankbaren Kindern verlassen, mußten elend verhungern.

Heiner war, als der Streit mit dem Vater den erzählten Höhepunkt erreicht hatte, trotzig die Thür hinter sich zuschlagend, fortgegangen, in der Absicht, sich nunmehr im Wirthshaus für das versäumte Abendessen und den gehabten Aerger zu entschädigen. Seine aus der Wildddieberei erst heute wieder geflossene Einnahme machte ihm das ja möglich. Auch hatte er über dem Streit zu Hause nicht die Sorge vergessen, die ihn seit der Begegnung mit Johannes und Agathe im Wald umtrieb. Obwohl er sich nicht der geringsten Gunst bei Agathen rühmen konnte und also seine Rechte auf das Herz des jungen Mädchens ebenso aus der Luft gegriffen waren, wie die seiner Schwester auf das des ahnungslosen Johannes, so glaubte er nichts desto weniger, sich dieselben wahren zu müssen.

Das Edle, Gütige und engelhaft Reine, was Agathen so besonders auszeichnete, wirkte geradezu verblüffend auf den wilden Gesellen. Vor diesen Grundzügen im Wesen der Kleinen mußte sich der satanische Geist im Innern des Heiner stets verkriechen, während dafür das rein menschliche Gefühl, die Liebe zu desto leidenschaftlicherer Gluth angefaßt ward. In ihrer Gegenwart war er zurückhaltender, ja anständiger. Sie hatte es ihm eben, wie er schon beim »rothen Balzer« sagte, angethan. Es ließ ihm keine Ruhe. Schrecklich plagten ihn die Zweifel. So zog es ihn noch am selben Abend

am Hause Hartmann's vorüber. Vielleicht konnte er durch einen günstigen Zufall entdecken, ob seine Sorge begründet war, oder nicht. O, er wollte sie anpürschen, die jungen Leutchen, wie ein paar Hehe und — wehe dem Johannes, wenn er sich wirklich als Nebenbuhler entpuppen sollte!

Als Heiner in solchen Gedanken zum Haus hinaus und über den Jochhof schritt, sah er vom Kornspeicher herab drei dunkle Gestalten schleichen, deren eine einen schweren Gegenstand zu tragen schien. Als er näher zukam, erkannte er seine beiden Brüder, die in Gemeinschaft mit einem der Knechte dort oben einen großen Sack Korn für sich eingefast hatten, den nun soeben der letztere keuchend die Stiege herabtrug.

Heiner lachte in sich hinein und ging, als habe er nichts bemerkt, ein Schelmenliedchen vor sich hin pfeifend, gleichgültig seines Wegs. Er wußte recht gut, daß jetzt sein Vater bestohlen wurde, bestohlen von den eigenen Kindern, die nebenbei zu einer solchen Schlechtigkeit auch noch den Diensthoten verleitet hatten, aber, was kümmerte ihn das? Hatte er es denn nicht schon Duzendmal eben so gemacht? Und dann, so dachte er, geschieht's dem alten Hungerleider nicht ganz recht? Warum »rukt er net raus mit seine schimmliche Kronenthaler!«

Am Hartmann'schen Hause angekommen, fand Heiner schon Alles zur Ruhe. Halt nein, dort hinten schimmerte ja noch ein heller Lichtstreifen durch den Spalt eines Ladens. Es war das Schlafzimmer der Alten. Er hörte drinnen sprechen und strengte sein Gehör an, um etwas davon zu verstehen. Sofort schaffte Heiner ein paar Reißigbüschel herbei und vermochte so, auf denselben stehend, sein Ohr an den Laden zu legen. Nicht lange hatte er so den Horcher gemacht, da schien ihn mehr und mehr das Gespräch da drinnen zu interessiren, und endlich verließ er, sichtlich über das Vernommene befriedigt, seinen Lauscherposten und schritt, vergnügt mit den Fingern schnalzend, dem noch hell beleuchteten Adler zu.

Inzwischen saß auf dem Jochhof oben Babet, die Tochter des Hauses, mit Christinen, der Hausmagd, in deren Schlafkammer zusammen und raisonnirte lustig über Eltern und Brüder. Dabei wurde auch gierig der fette Käsefuchen verzehret, welchen die Magd im Einverständniß mit der Tochter vorhin noch heimlich im Nebenbau gebacken hatte.

Und die Eltern solcher Kinder? Fluchend hatte sich nach dem erzählten Austritt der Jochbauer auf das Lager geworfen. Weinend und unsägliches Weh im ausgedorrtten Herzen suchte zuletzt auch dessen Weib die Schlafstätte auf. Beide mochten fühlen, wie viel besser es um sie stünde, würde mehr Zucht und Eintracht im Hause herrschen, würde Eines das Andere bei der Arbeit unterstützen, statt sich zu zanken und einander Schabernack zu

spielen, würde namentlich Liebe und Ehrfurcht seitens der Kinder die Eltern erquicken. Ja sie fühlten es wohl, was fehle, aber wußten sie sich denn zu helfen? Nein! — Kindesliebe, Zufriedenheit, Gedeihlichkeit, — solche edle Glücksgaben wollen ja früh erkämpft sein. Sie müssen aus der eigenen Pflichterfüllung hervorgehen, die der Jugend als Vorbild dienen kann. Und dann soll man ja die Bäumchen ziehen, solange sie jung sind. Wer will und vermag dagegen einen Karren wieder in's rechte Geleise zu bringen, der so gründlich verfahren ist, wie der hier auf dem Jochhof?

\* \* \*

### 5. Kapitel.

Motto: Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,  
Das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide;  
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sich keck  
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.

Schiller.

Längst war der Schnee von den Höhen des Schwarzwalds gewichen. Auch der Frühling mit seiner Blütenpracht hatte wieder Abschied genommen und dafür der Gluthitze des Sommers Platz gemacht.

Die Heuernte war in vollem Gang und schon begann der Reps zu bleichen. Es war die Zeit angebrochen für die Landwirthe, von der die Leute dort oben sehr bezeichnend zu sagen pflegen: »Fehet dürfet mer numme no in's Bett 'nei' knuile!«

Die Betglocke hatte in Neuhausen schon den Feierabend eingeläutet, als noch spät, beim Neigen eines solch' heißen, arbeitsreichen Tages langsam ein hochgeladener Wagen herrlich duftenden Heues von den Wiesen heimwärts schwankte.

Mit großer Vorsicht wurde er an einer steilen Stelle, wo gleichzeitig der Weg eine Biegung macht, von dem schlantgewachsenen, schmucken jungen Fuhrmann, in dem wir unsern Freund Johannes erkennen, geleitet, während die den Wagen begleitenden Gähler auf der gefährdeten Seite ihre Heugabeln eingesetzt hatten und mit voller Kraft dagegen drückten, wenn das Uebergewicht der aufgetürmten Heumassen den Wagen nach jener Seite umzustürzen drohte.

Hintendrein, die Rechen über der Schulter, marschirten, die Arme einträchtiglich in einander geschlungen, drei Mädchen und fangen, wohl im Vorgefühl des morgen wieder in aller Frühe beginnenden Tagewerks aus voller Brust und heller Kehle:

„Ein Wächterlein auf dem Thore sitzt,  
Sein Hörnlein thät es blasen:  
Steht auf, Steht auf, ihr junge Leut'  
Und seid zur Arbeit neu bereit,  
Der Tag hängt an zu strahlen, ja strahlen.“ —

„Des Morgens, als sie früh aufstand,  
Frish Wasser thät sie holen;  
Da begegnet ihr derselbige Knab',  
Dem das Herzlein sie verschenket hat,  
Er gibt ihr einen guten Morgen, verborgen.“ —

„Guten Morgen, herztäufiger Schatz!  
Die Lieb' brennt heiß wie Kohlen.  
Bleib' treu! Bleib' treu! noch kurze Zeit!  
Und eh's das Weiß' vom Himmel schneit  
Will zum Altar Dich holen, ja holen.“ —

„Und wenn die Zeit gekommen ist,  
Blauträubele thät man schneiden,  
Dann werden wir ein glücklich Paar  
Wie Keines noch auf Erden war,  
Und leben in Glück und Freuden, in Freuden.“

Diese schwäbischen Volksgefänge haben alle etwas eigenartig Anmuthendes. Es ist ihnen eine ungemein weiche, manchmal fast wehmüthig anklingende Melodie beigegeben, die durch den Vortrag der Mädchen und durch deren helle Stimmen noch gehoben wird.

Dazu die Stille und Kühle des Abends nach der Schwülhitz eines wenn auch mühsam, so doch arbeitsfreudig verlebten Tages; sodann die wunderbar prächtig durch den im Westen gerötheten Abendhimmel gefärbte Landschaft; und endlich die herrliche, ozonreiche Luft mit dem würzigen Tannenbusch auf dieser Höhe; Alles das zusammen bringt eine Stimmung hervor, wie sie Derjenige nie vergessen wird, der hier das Landleben mit allen seinen Freuden und Leiden schon selbst mitgemacht hat.

Ja auch mit seinen Leiden. Daß diese letzteren bei den scheinbar so harmlos dahin lebenden Kindern des Landes ebensowenig fehlen, wie in den Salons der Städte, das bestätigte jetzt das vernehmbare Schluchzen, von welchem nach dem Absingen des letzten Verses eine der hinter dem Wagen hergehenden drei Dorfschönen plötzlich besfallen wurde.

»Was heulst', Agathle?« fragte mitleidig ein rechts von der Schluchzenden gehendes munteres Mädchen, wurde aber sogleich von ihrer etwas älteren Kameradin, die auf der andern Seite ihren Arm in den der Betrübten eingehängt hatte zurecht gewiesen.

»Frog net so dumm, Karline! Woist denn net wia's dem Agathle um's Herz isch? Hach schau vergesse, daß se am Sunntig 8 Täg uf'em Jochhof Verspruch g'halte här' und daß derbei diea do 's Opferlamm — sei z'riede Agathle und heul net so laut, se hair'e's soust do vorne — jo 's Opferlamm worde isch?«

»Also isch es woht, wie se sage, daß d' de Heiner net mag'sch, Agathle? Ja, worum hach denn no »jo« g'sait?« warf die Karline verwundert ein.

»Mer moint grad', du wär'sch erst heunt uf d' Welt kumma!« gab an Stelle unserer jungen Freundin — denn die war es ja — deren eifrige Fürsprecherin zur Antwort. »Kannst denn Du Dir toin Begriff mache, wienes bei sotte Sache hergoth? Wart, i will der's verzähle: Gud, 'sAgathle hat fast nimme anders könne. Net gnug, daß ihr die Freundschaft von hübe und von drübe toi Ruhe mai glau

hot, net gnug, daß se dem arme Nürle solang vorg'schwägt hänn, se thä se alle Staffle in de Himmel verdiene, wenn se de Heiner nimmt und zu eme ordentliche Ma' macht, bis der guat Tropf es endlich glaubt hat, noi z'lezt isch au no der Hartmanns-Better selber vor se na g'hande und hat er d'Höll hoiß g'macht. Er hat ihr vorg'rechnet, was er und sei Weib alles für das Mädle thau hättet, seit se bei 'nen isch, und es wär e graußige Sünd, a Schand und a Undankbarkeit, wenn se jetzt net ihne au Eppes z'Lieb thau könnt. Und, wie des alles no nix g'nuzt hot, no isch'es schwer' G'schütz usg'führt wore. Do hat uf oimol der Johannes —

»Sei still, sei still, Dorle! wenn er's jo haire thät!« unterbrach Agathe, ängstlich nach dem vornen mit seinen Zugthieren beschäftigten jungen Manne hinsehend, die eifrige Sprecherin.

»Wär vielleicht net emol so weit g'fehlt!« gab diese nachdenkend zurück, fuhr dann aber wieder lebhafter in ihrer Rede fort: »A schäckichs Kühle möcht i wette, der Jung woiß gar net, wias der Alt' ei'g'fädel't hot! Moint mer net, der Johannes lauf seit Deim Berspruch dahoin umenand, wiea'na Gockler, dem se de Schwanz 'rausgriffe hän'? Und a G'sicht schneid er seither an das arm' Mädle hi', frei als ob er's vor Jörn und Grimm freße wött. — Do steck, moin i äll's, Eppes derhinter! O, wenn nör d'Bas dahoin wär! Muß dui grad im Oberland drobe sei, wenn sotte Sache dahoin vorganget! Dui wurd schöne Auge mache, wenn se hoin kommt!

»Du hasch vorig no eppes ander's vom Johannes ja' wölle!« warf die Karoline ein.

Jo, daß i's voll' sag! Also der Johannes hat herhalte müsse. Die do, hot der Alt' glait, thät sei'm Bua vor sei'm Glück stau, hot er g'sait, denn es sei schau lang a ausg'machte Sach, sait er, daß der Johannes d'Babett krieg, und sell' wär' jo a graußigs Glück bei dem schöne Vermöge, des die Babett a mol mitbringt. Bairste mißß aber für de Heiner a richtig's Weib ausg'sucht werde, hot er g'sait, die 'nen in d'Ordnung bringt. Vorher kam' der Jochhof net in's selle seine Händ' und die Babett aber a net us 'em Haus, häd der Jochbauer g'sait. Weil no 's Agathle die einzig weit und breit isch, sait er, die Eppes über den Kerkle vermag, so soll se doch um aller Heilige-wille »jo« sage, no sei alle g'holse.

»Und deszwege hasch »jo« g'sait?« O, Agathle, Du bisch meiner, wie guet!« rief in voller Bestürzung die Karoline und blickte mit Bewunderung und Mitleid auf diese zweite »Tochter Zephtas.«

Agathe aber sah die Sprecherin eine Weile ernsttraurig an, dann sagte sie leise: »Dins hat ebe 's Dorle z'sage vergesse! Der Better hat mir jo z'lezt no frei in's G'sicht g'sait, daß i sei'm Johannes —»

jetzt verbarg die Arme beschämt ihr Gesicht an der Brust Dorles und brachte, oft unterbrochen vom krampfhaften Weinen, nur noch stoßweise die Worte heraus: »Er hat g'sait, daß i schau lang sei'm Johannes — de Kopf verrückt hätt', daß i 'm — — nochlaufe thät und daß er, der Better, dere Sach' jezt a End na mache wöll.« — Bis hieher hatte Agathe unter Thränen leise und verzagt gesprochen. Jetzt aber richtete sie sich hoch auf und warf fast stolz den Kopf zurück, als sie fortfuhr: »Mit dem isch es aber bei mir aus und fertig gwä, und uf des hi' hau i, um meiner Ehr' wille, richtig »jo« g'sait.« —

Ueber diesem Gespräch war der Heuwagen endlich am Ziel angelangt. Finsternen Blicks spannte Johannes daheim die Ochsen vom Wagen, finster blickte er der Jugendgefährtin nach, die geknickten Hauptes, ohne nach ihm umzusehen, das Haus betrat.

Zeit seiner Heimkehr von Wöttlingen war bis vor kurzem soweit Alles recht gut verlaufen. Zunächst hatte er das Glück, bei der Loosziehung von der Militärpflicht befreit zu bleiben. Er konnte also jetzt seine ganze Kraft der Gutswirtschaft daheim widmen und zeigen, daß er seine Lehrjahre in Wöttlingen gut ausgenützt habe. Wohl plagten die verschiedenen Anschauungen von Vater und Sohn manchmal etwas auf einander, namentlich wenn Johannes im jugendlichen Eifer und Uebereifer zuweilen allzurash von der alten Bahn ablenken wollte.

In schwefterlicher Besorgniß, gleichsam als sein Schutzengel, war dann aber jedesmal Agathe bei der Hand und wußte dem jungen Mann den damals verlangten »Stumperer« immer so rechtzeitig und mit dem ihr so eigenen richtigen und natürlichen Taktgefühl zu geben, daß größere Zerwürfnisse leicht zu vermeiden waren. Nach und nach gewöhnte sich auch der alte Hartmann mehr an selbstständiges Handeln seines Sohnes und die väterliche Eifersucht mußte öfters vor dem Gefühl der Befriedigung, ja des väterlichen Stolzes zurückweichen, wenn der Alte zusah, wie unter der Hand des Jungen das Geschäft flott ging, ja manche Verbesserung, die letzterer nach vielem Kampf in der kurzen Zeit schon durchzusetzen gewußt hatte, sich als nutzbringend erwies.

Wir sprechen von »väterlicher Eifersucht«, weil man so die Art wohl bezeichnen kann, wie manche Väter, dem alten Hartmann ähnlich, das Vorwärtstreben ihrer heranwachsenden Söhne niederzuhalten suchen, denselben kein Recht einräumen wollen und stets bestrebt sind, ihnen ihre Unmündigkeit recht deutlich in's Gedächtniß zu rufen, weil sie ungern an den Zeitpunkt erinnert werden, wo das Alter überflüssig wird und zuletzt daran denken muß, den Kommandostab niederzulegen.

Und in dem Maße der Vater es unterließ, wie früher, an Allem herumzunörgeln, was der Sohn that, in dem Maße er vielmehr nach und nach auch manchmal seine Zufriedenheit mit dessen Leistungen kund gab und dies bethätigte, indem er dem jungen Mann zuweilen ein Guldenstück in die Hand drückte, wenn eine bedeutendere Leistung eine solche Belohnung rechtfertigte, oder ihm die Erlaubniß zum Abschluß eines Handels gab, oder gar in einer wichtigen Sache ihn auch um seine Meinung frug, in dem Maße legte auch Johannes bald die letzten Spuren jener jugendlichen Selbstüberschätzung ab, von der wir bei Beginn dieser Geschichte geredet haben und von der wir unseren jungen Freund bekanntlich auch nicht völlig frei sprechen konnten.

So wäre denn bei Hartmann's bald Alles in den schönsten Gang gekommen, hätte nicht ein neidisches Geschick oder besser gesagt, die Leidenschaft, die Bosheit und der Unverstand der Menschen, bald viel Wermuth in den süßen Wein gegossen.

Den boshaften Rath, den der rothe Balzer damals in jener Waldschlucht dem Heiner vom Jochhof in's Ohr flüsterete, befolgte der Letztere eifrig und warf, ermutigt durch die Worte, die Hartmann in jener Nacht zu seinem Weib gesprochen und die Heiner auf seinem Laufscheposten mit angehört hatte, bald siegesgewiß seine Kege aus. Der Zeitpunkt dazu war gerade günstig. Den alten Hartmann hatte er schon so ziemlich auf seiner Seite. Es erschien ihm also ein Leichtes, mit demselben die Sache zum beabsichtigten schnelleren Abschluß zu bringen. Dagegen vermutete er mit Recht Widerstand bei der Frau Hartmann, sich wohl bewußt, daß er bei dieser Frau nicht sonderlich gut angeschrieben sei.

Nun war aber dieselbe schon vor mehreren Wochen zu ihrer im badischen Oberland lebenden Schwester berufen worden, die, von doppeltem Unglück heimgeführt, kürzlich ganz unerwartet ihren Mann durch den Tod verlor und selbst schwer krank darniederlag. Es war nicht abzusehen, wann die Frau Hartmann wieder von dort heimkehren konnte.

Jetzt also galt es für den Heiner, das Eisen zu schmieden.

Tropfen um Tropfen wurde nun dem leichtgläubigen Alten das Gift der Verleumdung eingeträufelt, indem man ohne Weiteres Agathen der systematischen Umgarnung des Johannes bezieht. Dabei wußte Heiner seine, wie er meinte berechnete Eifersucht, und auch die seiner Schwester, von Zeit zu Zeit so geschickt in's Gefecht zu führen, daß es endlich dem Hartmann schwill um das Brusttuch ward und derselbe beschloß, ohne erst den Beirath seiner Frau abzuwarten, den Knoten mit einemmal zu durchhauen. Und, wie er diesen »Knoten« durchhauen hat, das wissen wir zum Theil aus dem

Gespräch, das die Mädchen hinter dem Heuwagen geführt haben. Was den Versprechungen Hartmann's gar nicht, seinen Bitten und Vorstellungen nur halb gelang, das brachte zuletzt der Apell an die Ehre des feinfühlenden Mädchens fertig.

Größere Schwierigkeiten, als bei Agathen, schienen sich zu Anfang beim Johannes dem väterlichen Plan entgegenstellen zu wollen. Durch Heiners Drängen kam die Sache eben auch viel rascher zum Austrag, als bei der Jugend des Johannes ursprünglich beabsichtigt gewesen war.

Der ahnungslose Bursche, dem der Gedanke an das Heirathen überhaupt noch sehr fern lag, war zuerst ganz verblüfft über des Vaters Vorschläge. Dann und wann schon früher wegen der Babette gefallene Andeutungen hatte er stets für Scherze seines Vaters gehalten und darüber gelacht. So viel war ihm ja klar, daß wenn er einmal an das Heirathen denken würde, die Erwählte jedenfalls von innen und von außen ganz anders aussehen müßte, wie des Jochbauern Babett, die ihm bis daher, trotz der bedeutenden Rolle, die sie im Dorf als das reichste Mädchen spielte, und trotz der feurigen Blicke, die sie ihm neuestens bei jeder Begegnung zuwarf, zum mindesten immer sehr gleichgiltig gewesen war.

Unwillkürlich mußte er dabei seiner vertrauten, schwesterlichen Jugendfreundin, der Agathe, gedenken. Ja, so und nicht anders, hatte er sich in seinen Träumereien ungefähr im Geiste Diejenige gedacht, die er in ferner Zukunft einmal als Weib heimführen möchte. Und doch war ihm darob nie beigefallen, die Hand nach der verkörperten Agathe auszustrecken. Daß er das Agathe, und das Agathe wohl auch wieder ihn gern habe, ei! das war ja von Kindesbeinen auf bei den Beiden eine selbstverständliche Sache. An eine andere Liebe dachte dabei Keines.

Wie erschrad Johannes aber, als ihm der Vater mittheilte, die Agathe habe auf einen ehrennden Antrag des Heiner demselben bereits das Jawort ertheilt und es sei nun an ihm, einen langgehegten Lieblingswunsch des Vaters zu erfüllen, indem er gleichzeitig um die Babett anhalte.

Hätte man ihm damals ein glühend Eisen in die Gegend, wo das Herz sitzt, eingestoßen, dasselbe hätte, bildlich genommen, nicht tödtlicher verwundet werden können, als es durch diese Nachricht geschah.

Jetzt erst fühlte Johannes, wie mit einem Schlag, was ihm verloren gegangen war, und es wollte ihm Anfangs vorkommen, als müßte er darüber den Verstand verlieren.

Sein Erstes ist gewesen, daß er mit Agathen darüber zu sprechen und sie zu beschwören versuchte, sie möchte doch ihr Jawort wieder zurücknehmen. Aber das Mädchen wich ihm sichtlich aus; auch hatte sie

ihr Benehmen gegen ihn so auffallend verändert, daß den Gequälten zuletzt ein förmlicher Ingrimm erfaßte gegen die Falsche, die, wie er meinte, ihm jenen Lotterhuben vorgezogen habe, nur weil derselbe reicher sei, wie er. —

So ist die Jugend! Sie verlangt Rechte, wo ihr noch keine zustehen, und fordert Pflichten, wo sie keine Rechte hat.

Hätte der bemitleidenswerthe junge Mann allerdings nur die blasse Idee davon gehabt, welche grenzenlose Entsagung, welches geradezu beispiellose Opfer das edle Mädchen seinem verblendeten Vater dargebracht hatte, ach, hätte er nur auch einen Augenblick sich des klugen Rathes seiner leider über die verhängnißvolle Zeit abwesenden Mutter bedienen können, er hätte das zurückhaltende und scheue Benehmen Agathens anders gedeutet und den Schritt nicht gethan, zu dem ihn gekränkte Liebe, Verzweiflung und zuletzt starrer Trost getrieben, indem auch er nach einigen Tagen dem Willen des Vaters nachgab und, rasch entschlossen, mit demselben auf dem Hochzeit erschien, um sich — Babettens Hand zu erbitten. — — —

Die Nacht war hereingebrochen und im Dorf war's nach und nach immer stiller geworden. Alle Die, welchen eben nichts besonders Nothwendiges mehr zu handtieren oblag, hatten sich wohlweislich bald zur Ruhe begeben. Wurden doch wirklich dem Schlafe nur ganz wenige Stunden der Nacht zuerkannt.

Der alte Hartmann, der seit einiger Zeit außerordentlich freundlich sich mit Johannes benahm, so ihn nach Ankunft des an gedachtem Tage spät noch eingeführten Heuwagens, womit eine entfernte Wiese gänzlich abgeräumt werden konnte, ob seines Fleißes recht auffällig beim Nachtesten vor allen Leuten besuchte, war ebenfalls, sowie der Köffel gewischt war, zu Bett gegangen und schnarchte bereits wie ein Gevatter.

Vereinzelt nur vernahm das Ohr der Wachenden aus entfernten Gassen noch die Musik der Dängelhämmer.

Auch hinter dem Hause Hartmanns saß noch ein solcher Unermüdlicher, der die Tags über stumpf gewordenen Sensen wieder für morgen frisch zuzurichten bemüht war.

»Däng! däng! däng! däng!« tönte es da ganz in nächster Nähe hell und deutlich in ungemein rasch aufeinanderfolgendem, kräftigem Aufschlag, und »däng! däng! däng! däng!« antworteten von ferne her, in dem bekannten eintönigen Klange, die Schläge der Andern.

Hier beim Hause war es unser Johannes, der sich noch diesem nothwendigen Geschäfte unterzog. Er that es gerne, da ihn ohnedem seit einiger Zeit der erquickende

Schlaf oft recht spät erst seinen quälenden Gedanken entrückte.

Auch jetzt mögen diese seine Gedanken nicht die angenehmsten gewesen sein, denn manchmal stöhnte der junge Mann aus tiefster Brust und erhob dann jedesmal mit solchem Ingrimm seinen Dängelhammer, daß man hätte meinen können, er wolle nicht nur die unschuldige Sense, sondern womöglich auch noch den Dängelstock unter ihr in tausend Stücke zerbrechen.

Auf einmal ließ er Hammer und Sense fallen und lautete. Leise, wehmüthig, wie die Saite einer Volksharfe tönten von der Laube des Hausgartens herüber die Weisen des selbigen Liedes, das die drei Mädchen heute schon beim Einführen des letzten Heuwagens so schön gesungen hatten.

Deutlich vernahm sein scharfes Ohr wieder den Text jenes bedeutsamen Verses von Agathens Stimme vorgetragen:

„Und wenn die Zeit umflossen ist,  
Blutraubele thät man schneiden,  
Dann werden wir ein glücklich Paar —“

Dem armen Burschen schwindelten die Sinne. Also auch noch glücklich ist sie? — Natürlich muß sie es sein, denn sie singt ja von ihrem Glück! — Herr des Himmels! Hat sich die Erdkugel gedreht, oder die Köpfe und Herzen der Leute? — Ha, ha, ha! Ein glückliches Paar! — Der Heiner und das Agathle ein glückliches Paar!! — O, es ist, um verrückt zu werden! —

Johannes wollte in seinem Schmerz und Unmuth sich entfernen, als er plötzlich wieder stehen blieb, weil die ihm wohlbekannte Sängerin im Liebe fortfuhr:

„Ach! Glücklich, glücklich werd' ich nicht,  
Mein Glück thaten sie zerstören;  
Darum h'üt Dich Gott! Herztäufiger Schak!  
Ein Anderer steht an Deinem Plak;  
Ich kann's ja nicht verwehren, ja wehren. —“

Ein Tiger kann nicht mit gewaltigerem Anspruch auf sein Opfer losstürzen, als jetzt unser junger Freund nach Anhören dieses sicherlich von Agathen selbst zusammengereimten Verses über die Weißdornhecke des Gartens weggesetzt war und nun, wie vom Himmel gefallen, urplötzlich vor der in den Tod erschreckten Sängerin stand.

»Agathle, o Agathle, sag's! Ist es a so, wie D' grad g'sunge hast? Bistch' zum Verspruch mit'em Heiner zwunge' worde, oder isch es Dei freier Will gwäa? — So schwäs doch, Agathle und heul' net!

»Johannes! I bitt Di um Gott's wille, sei z'friede und dring' net in me! Gud i kann und derf der's jo net sage!« —

Aber dem Drängen des um die Gute so schwerbesorgten Freundes vermochte auf die Länge der Edelstinn Agathens nicht zu widerstehen. Sie mußte

ihm endlich bekennen, daß sie sich nur auf den schweren Vorwurf des Vaters hin entschlossen habe, dem Heiner die Hand zu reichen. Er möchte sich darein finden, wie sie es auch gethan habe. Daß sie dazu außersehen sei, einen nahezu verlorenen Menschen vielleicht zum Guten zurückzuführen, das sei ein Trost für sie geblieben bei dem schweren Schritt, den sie habe thun müssen und von dem sie jetzt, so wie nun einmal die Sache stehe, auch nicht mehr ablassen könne und wolle. Man solle ihr nicht nachsagen können, daß sie in dem Haus, wo sie schon so viel Liebe und Gutthat genossen habe, dem Vater den Sohn abspenstig machen wolle. —

Johannes gab sich alle erdenkliche Mühe, das resolute Mädchen von diesem verzweifelten Entschluß abzubringen. Vergeblich. Trogdem war ihm jetzt ein großer Stein vom Herzen gefallen. Er wußte doch, daß er sich in seiner Jugendfreundin nicht getäuscht habe, ja aus dem von ihr zweifelsohne selbst erfundenen Vers des eben gesungenen Liedes ersah er noch mehr, er wußte, daß er — geliebt werde. So wollte er denn an diesem Abend nicht in Agathen dringen, die ihn auch flehentlich bat, sie doch zu verlassen und nicht weiteren schlimmen Verdacht auf sie zu werfen.

Eines stand bei Johannes jetzt fest: Dieses Mädchen darf nicht geopfert werden. Es soll ihm, nur ihm allein angehören. Er will sich diesen Edelstein erkämpfen, und er fühlt sich stark und fähig dazu.

Hatte er doch vorhin mit seinen eigenen Ohren gehört die süße, berückende Gesangsstrophe:

Drum b'hut Dich Gott! Herztausiger Schatz!

Ja, Du bist mein herztausiger Schatz, Agathle, sprach der Glückliche, nachdem er sein Lager aufgesucht, noch vielmals vor dem Einschlafen: Du bist mein herztausiger Schatz! Du, nur Du, wirst einst mein Weib werden! —

\* \* \*

## 6. Kapitel.

Motto: Wir haben uns in des Kampfes Wuth  
Nicht besonnen und nicht berathen,  
Denn uns behörte das brausende Wort.  
Schiller.

Jener Abend zur Zeit des Heumonds hatte böse Tage im Gefolge. Johannes war nicht mit der nöthigen Geduld ausgerüstet, um weiter ruhig zusehen zu können, daß von Zeit zu Zeit der Heiner herüber kam und, auf seine Rechte als künftiger Bräutigam Agathens pochend, sich zärtliche Vertraulichkeiten gegen dieselbe herausnahm.

Zu Anfang war er diesen Begegnungen, die auch für Agathen höchst peinlich waren, immer ausgewichen,

kam dabei öfter vom Regen unter die Dachtraufe. Auch er war ja ein Bräutigam, wie es den Anschein hatte aber ein außerordentlich kühler. Seine Babette war damit keineswegs zufrieden, doch wußte sie sich zu helfen. Kommst du nicht zu mir, möchte sie denken, so komm' ich zu dir! Wenigstens ereignete es sich, daß, wenn Johannes, sobald der Heiner eintrat, unwirsch das Zimmer verließ, er dann draußen auf die überzärtliche Braut stieß, die, nach Art der Liebenden in den Städten, flugs ihren Arm unter den seinen schob und sich, wie eine Klette, an ihn hing. Das Gesicht, welches dazu der gute Bursche in seiner verzwickten Lage schnitt, und die Art, wie er seine Arme lahm herabhängen ließ, sobald sich die feurige Babette daran zu hängen bemüht war, wäre oft zum todtlichen gewesen, hätte nicht die traurige Lage des Armen mehr das Mitleid, als die Heiterkeit herausgefordert.

War nun dieser Stand der Dinge für unsern jungen Freund schon unaussehlich zur Zeit, wo er noch im Wahn befangen war, Agathe habe sich dem Heiner aus freiem Antrieb zu eigen ergeben, und wo ihm deshalb das Gefühl der Kränkung, des Troges und die Sucht der Wiedervergeltung noch über vieles hinweghelfen mochte, so war es natürlich von dem Augenblick an gar nicht mehr zum aushalten, wo er Kenntniß vom wahren Sachverhalt hatte und seitdem er sich von Derjenigen geliebt wußte, die ein Unwürdiger in Besitz nahm.

Bedächtiges Ueberlegen, Abwägen aller Umstände und Berücksichtigung der möglichen Folgen ist eine Gabe, welche die Jugend selten besitzt. Am wenigsten kommt bei ihr die Kluge Vorsicht dort zu ihrem Recht, wo ein liebendes Herz mitzusprechen hat.

Die Wahrheit dieses Satzes zeigte sich recht deutlich, als am nächsten Sonntag der Bräutigam vom Jochhof wieder erschien und, wie gewöhnlich, als wäre er hier zu Hause, sich sehr ungenirt zu benehmen anschicken wollte. Den alten Hartmann hatte es an diesem Tage verlangt, einen Spaziergang auf das Feld zu machen, um nach dem Stand der Früchte zu sehen. Diese Sonntagsspaziergänge sind unseres Erachtens eine löbliche Gewohnheit der Bauern. Werktags nimmt ja die Tagesarbeit den Wirthschafter allzu sehr in Anspruch und gestattet ihm nicht, seine Gedanken auf weiter hinaus zu richten. Begeht er aber an solch einem schönen sommerlichen Sonntagnachmittag seine Fluren, dann drängt sich ihm dabei doch so Manches auf, was sich im Laufe der Zeit vielleicht nutzbringend verwerthen läßt. Der Stand der Feldfrüchte erweckt ihm Hoffnungen; Hoffnungen führen zu Vorausberechnungen und diese wiederum erleuchteten dem Landwirth manchmal die Wege, die zu betreten entschieden sein Vortheil ist.

»Wo isch's Agathle?« fragte Heiner seinen künftigen Schwager, der ihm diesmal mit einer unheilverkündenden Entschlossenheit auf der Hausstaffel entgegentrat.

»Sell wurd Di' wenig bekümmere!« war die kurze Antwort.

Verdutzt schaute Heiner den jungen Mann an, der sich mit anterschlagenen Armen breit vor die Hausthüre hingestellt hatte und jetzt mit der Miene einer knurrenden Dogge eine Haltung annahm, als sei hier der freie Durchgang nicht so ohne Weiteres gestattet.

»Wiea moinst' des?« fragte, blaß vor Wuth, der vom Jochhof.

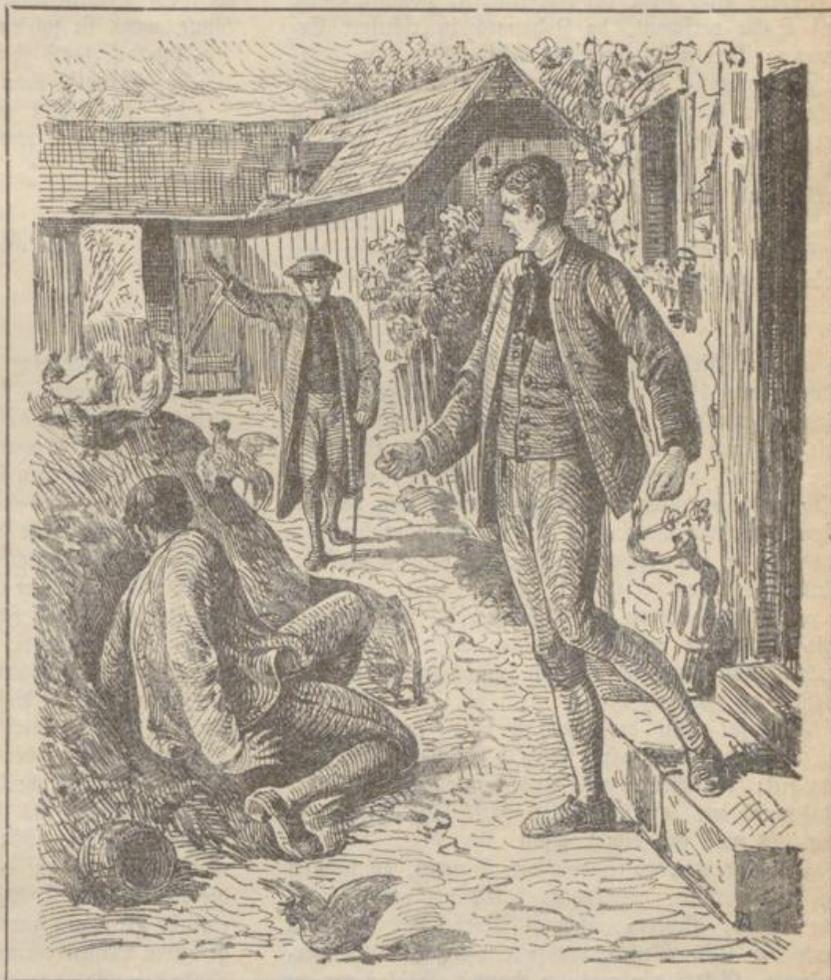
»Wiea'ne des moin? I schätz, des isch glei' g'sait: I bin jetzt derhinter komma, uf welle Art ihr's Agathle 'rumbrocht hänt, Du und mei' Vater. A sotter Verspruch — woisch des? — isch a Sünd' und a Schand! Der darf nix gelte, sag' i, und dorum gib i Deiner Babett — kannst ihr's glei' ausrichte — noch heut' de Laufpaß. Du aber, Tropf, lieberlicher! scher Di' von unserer Hofraithe weg, oder — «

»Was!? — Di soll jo a siedig's, heilig's — « schrie außer sich der Heiner und wollte, wild auf Johannes eindringend, den Eingang erzwingen.

»Dho! Sell geit's net!« — sprach dieser gelassen, griff rasch den Zubringlichen um die Hüften und nach kurzem, aber heftigem Ringen wurde der Stärkere Meister und Heiner flog kopfüber die hohe Staffel hinunter. Zu seinem Glück fiel er nicht allzuhart auf, da ihn der unten angesammelte Dunghaufen reich in Empfang nahm.

»Na, na, na! Was soll denn jetzt dees hoisse, Johannes!? Mir kommt's für, Du bisch nimme reacht im Kopf!« ließ sich die Stimme des alten Hartmann vernehmen, der eben von seinem Spaziergang zurückgekehrt war und eine Weile sprachlos vor Erstaunen und Schreck dagestanden hatte, als er seinen Sohn so in voller Arbeit sah.

Unterdessen erhob sich Heiner von seinem unfreiwillig in Besitz genommenen Lager und verließ den Platz, freideweiß vor Zorn und Beschämung und mit der heifer ausgestoßenen, von tödlichem Haß begleiteten Drohung:



Der Stärkere wurde Meister und Heiner flog kopfüber die Staffel hinunter.

»Des isch Dei Letzt's gwä, Biäble! Denk' an mi!« — Dabei funkelten seine grauen Augen so unheimlich, waren seine Züge so leidenschaftlich entstellt, daß einem gründlichen Beobachter dabei wohl hätte für den Johannes bange werden müssen.

\* \* \*

Der erste entscheidende Schritt zum Bruch war nun gethan und Johannes zögerte nicht weiter, dem darob völlig verblüfften Vater rund heraus seine ganze Herzenmeinung zu sagen. Hätte aber der junge Mann

das Bekenntniß abgelegt, daß durch seine Schuld soeben der ganze Viehstand daraufgegangen sei, der Alte hätte nicht ärger toben, nicht größere Vorwürfe auf das Haupt des Unbesonnenen und Ungehorsamen herabschleudern können, als es nun geschah.

Agathe blieb zwar bei dem Austritt zwischen Vater und Sohn verschont, da Johannes in richtiger Erkenntnung ihrer peinlichen Lage wohlweislich seine herzliche Zuneigung zur Jugendgefährtin und seine Absichten auf dieselbe vorerst zu verschweigen beschloffen hatte, aber sie fühlte deshalb nicht minder, wie sie es sei, um welche sich in Wahrheit der ganze Streit drehe, und es überkam sie auf's Neue die große Sorge, daß ihr daraus wieder dieselben ungerechten Vorwürfe erwachsen möchten, welche sie zu Anfang schon zu dem bekannten verzweifeltten Schritt getrieben hatten.

\* \* \*

»Dir g'schieht's grad reacht, hätt'sch Du nor sotte Dummheite bleibe lau!« sagte einige Tage nachher Frau Gertrud zu ihrem Mann, als er seiner endlich wieder heimgekehrten Ehegessponin in großer Erregung den Vorfall erzählte und dabei beklagte, wie sein Lieblingsplan durch das unsinnige Benehmen des Johannes zerstört worden sei und in welch' großer Verlegenheit er sich jetzt den Leuten auf dem Zochhof gegenüber befinde.

»Wer würd denn au die junge Leut' so über Kopf und Hals mit enander verheiere wölle! Unser Johannes isch jo noch so jung und beim Agathle pressirt's währle an no lang net.«

»No ja! Mit der Hauzich hätt' mer jo noch a Fährle zwoi, drei warte könne. Es handelt se aber um fell: die Babett wär uns auskomme, wenn der Johannes net schnell zugriffe hätt! Der Heiner hat mir des mai, wie dimol, g'sait.«

»Der hat's wega seiner g'sait, Vincenz, do kannsch de druf verlasse. Selltwega hätt's net pressirt und, seit wann, Vincenz, isch es Mode, daß der Ma noch bei sei's Weib's Leabzeite d'Kinder alloi verheiert? Gelt i nix mai im Haus? Häß' i net au a Wörtle mitz'rede in sotte wichtige Sache? I bin drobe im Oberland, sieh'n und hair nix mai von dahoin und unterdeß' goht's do bei Uich her, als wenn d'Quatter schon lang g'storbe wär! D, es isch net reacht von Dir, Vincenz, daß d'mer des a'thau hasch!« fuhr Frau Gertrud unter einem Thränenstrom zu sprechen fort. »I hätt des währle nach 25 Johr, die mer glücklich und g'riede mit enander verlebt hänt, net von der denkt, Vincenz, jo, jo! —«

Der alte Hartmann mochte fühlen, daß er im Unrecht war. Er suchte aber seine Handlungsweise thunlichst zu verteidigen und führte als letzten und Hauptgrund den bekannten Umstand in's Gesecht, daß er

von Heiner und dessen Leuten in Erfahrung gebracht habe, Agathe gebe sich alle erdenkliche Mühe, den Johannes zu bestriden. Das habe ihn hauptsächlich zur Eile getrieben. Er habe dem Mädchen die Sache vorgehalten und, als sie gelegnet, ihr bedeutet, daß er ihren Beteuerungen nur dann Glauben schenken könne, wenn sie sich entschlosse, den Heiner zu nehmen.

»Und dui hot's thau?«

»Jo, sie hot's thau!«

»No, jetz sag i nix mai! Do isch des Mädle, meiner sechs, mai werth, wie ihr alle mitenander!«

### 7. Kapitel.

*Notto: Da trittst Du mit Gewisse  
Dem Feind vor's Angesicht  
Als rechter Doctor Juris. —  
Friedrich Rückert.*

Am ersten Montag jeden Monats ist in Pforzheim großer Viehmarkt. Wer von den Landwirthen der weiten Umgegend, auf badischer, wie auf württembergischer Seite, irgend etwas feil hat, sei es eine entbehrliche Kuh, ein fettes Rind, oder gar ein »Pärle Ochsen«, oder, wer genöthigt ist einzukaufen, der läßt es sich gewiß nicht nehmen, den besonders damals noch recht bedeutenden Viehmarkt zu besuchen.

Auch den »Maier« von Möttlingen konnte man, begleitet von seinen Zöglingen, worunter sich um jene Zeit der dem freundl. Leser von früheren Erzählungen her wohlbekannte spätere Wanderlehrer Besserer befand, fast regelmäßig auf diesem Markte treffen, wohin er mit Vorliebe sein Fettvieh verkaufte.

Schon »wehte der Wind über die Haberstupsel«, d. h. die kühleren, herbstlich anmuthenden Tage waren hereingebrochen, als der alte Hartmann mit seinem Sohne an einem solchen Markttag sich in der Absicht nach Pforzheim auf den Weg gemacht hatte, um für die bevorstehende Spätjahrsaar für einen bei der Ernteeinfuhr »krumm« gewordenen und deshalb in die Mast gestellten Ochsen einen passenden Kameraden zu kaufen.

In dem Walde zwischen Schöllbronn und Hohenwarth begegnete ihnen das Gefährt des »Maiers«, der gerade noch einen Sitz neben sich frei hatte und der Vater Hartmann einlud, zu ihm aufzusteigen. Er winkte dabei dem Johannes einen freundlichen Gruß zu und bemerkte lächelnd: »Es langt nicht für beide, also geht das Alter vor. Wer junge Füße hat, muß laufen!«

Vater Hartmann hatte den angebotenen Sitz angenommen und rief noch im Abfahren: »Lang' gut aus, Johannes! Beim Kupferhammer wart' i uf de; 'sta' sei, der Markt macht se emol wieder bis doraus! Wenn net, so frog im »Nappe« nach mer!«

Als die Männer beisammen saßen und eine Strecke

miteinander gefahren waren, frug der »Maier« seinen Fahrgast: »Nun, wie läßt sich der Johannes daheim an?«

»Ka's net lobe, Herr »Maier«!«

»Was sagen Sie? Er war doch bei mir ein so fleißiger, anstelliger Bursche! Wo fehlts?«

»Do müäßt i Ihne a lange G'schicht verzähle! Ueber sein' Fleiß will i jo nix sage, do fehlts se nix; au isch er — alles was woher isch — soweit gut z'brauche im G'schäft. Er hat viel bei Ihne g'lernt, Herr »Maier«, was i sage muß, aber —«

»Nun?«

»Folge thuet er mer net!«

Der »Maier« bekam trotz der vorbeugenden Erklärung Hartmanns, daß es »zu lang« sei, um es zu erzählen, doch von dem ganzen uns bekannten Hergang volle Kenntniß, denn es war dem neben ihm sitzenden Alten, der seit Monaten mit sich selbst, seinem Weib und seinem Sohn im Widerstreit lag und dem nebenbei die in hellen Flammen ausgebrochene Feindschaft des Jochbauern gegen ihn und die Seinigen höchst unangenehm war, ein wahres Bedürfniß, sein Herz auch einmal gegen einen Unparteiischen auszuleeren.

Wie war er aber erstaunt, von diesem Mann, auf dessen Meinung er viel gab und von dem er bei dessen strengen Zügenderziehungsgrundsätzen ganz besonders eine Unterstützung seiner Ansichten erwartet hatte, ob seines Vorgehens in der Heirathsangelegenheit seines Sohnes gründlich getadelt zu werden.

»Lieber Freund!« hatte der »Maier« zu ihm gesagt, »es ist ja gewiß nöthig, daß man gegen die Jugend, so lange sie noch erzogen werden muß, un-nachlässig streng ist, den jungen Leuten keinen wirklichen Fehler hingehen läßt, von ihren Leistungen das äußerst mögliche verlangt und vor Allem auf Ehrerbietigkeit gegen Aeltere und auf Gehorsam sieht, aber soweit geht unser Recht an die Kinder nicht, daß wir sie, wenn die Zeit herbeikommt, wo sie ihren eigenen Herd gründen sollen, sozusagen — verkaufen dürfen. Das Heirathen ist kein Kuhhandel, lieber Hartmann! Einmal bei diesem Punkt unserer elterlichen Pflichten und Sorgen für unsere Kinder angelangt, können wir wohl noch, wo es nöthig erscheint, warnen, ratthen, bitten, auch bleibt uns das Recht der Einwilligung, oder Nichteinwilligung, aber, wir dürfen — so meine wenigstens ich — hier nicht, wie Sie es gemacht haben, förmliche Gewalt anlegen, um unsere Ansicht und Absicht durchzudrücken. Wissen wir denn in allen Fällen so ganz gewiß, ob unsere Ansicht die bessere ist?«

»No, no! Des hau' i selbigsmol doch so gut, wiea schau im Hofesack g'heet!« gab, fast gekränkt, der alte Hartmann zurück. »Sechs, wenn net acht tauft Gulde hätt' der Jochbauer sein' Mädle —«

»Langsam! Nummer eins: Macht es denn das Geld aus, Hartmann, um mit einem Weib glücklich

zu fahren? Ist nicht ein guter verträglicher Sinn und Charakter, stille Häuslichkeit mit verständiger Sparsamkeit ohne Geiz, Sauberkeit und Reinlichkeit, Fleiß bei heiterem Gemüth, wahre Frömmigkeit, Bestand und wie sie noch alle heißen die Edelsteine, die, wenn sie unsere Weiber zieren, uns erst wahrhaft glücklich machen, tausendmal mehr werth, als ein Sack voll Geld und dann als Zugabe vielleicht ein Hausdrache, eine Schlamp, einen Geiztragen, oder eine Berthuerin, oder eine von jenen ganz Gefährlichen, die dem Mann schon im ersten Halbjahr die »Hirschhörner« aufsetzen, he? Und dann Nummer zwei: — lassen Sie mich nur ausreden — Nummer zwei, sag' ich, wär's nebstdem mit dem vielen Geld, auf das Sie spekulirt haben, lumpig ausgefallen.«

»Lumpig ausg'falle? Was wen't Se domit sage, Herr »Maier«?«

»Daß der Jochbauer verschuldet ist bis über die Ohren, daß Wechsel im Betrag von über 50 000 Gulden gegen ihn im Umlauf sind, die er nicht wird einlösen können, und daß die Gant ausbrechen kann, heute, morgen, in 8 Tagen, wann sie will. Sie können sich darauf verlassen!«

»Ha sell wär! Der Jochbauer? A Ma', 'mit so viel Aeder und Viech! Des ka' net sei, Herr »Maier«!«

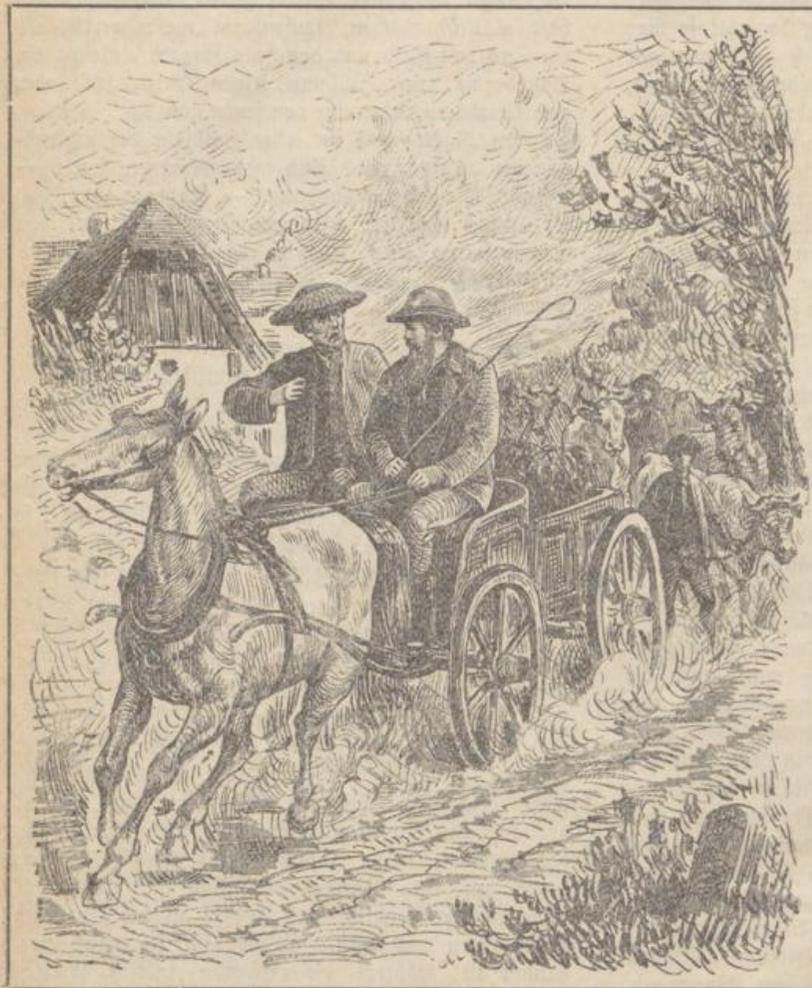
»Verlassen Sie sich darauf, Hartmann! Ich habe darüber sichere Nachrichten. Sei es noch um 8 bis 14 Tage, so wird es allgemein bekannt werden. Aber, warum verwundern Sie sich so sehr? Sind Sie nicht ein fleißiger, sparsamer Mann, Hartmann? Ist nicht Ihre Frau ein Muster von einer Bäuerin, Ihr Sohn fleißig und solid? Und wissen Sie nicht trotzdem, so gut wie ich, aus Erfahrung, daß man heutzutage bei der Landwirthschaft Alles braucht, um nur durchzukommen? Wie aber, wenn der Haushalt nicht zusammengeht, wie dies schon lange auf dem Jochhof der Fall ist; wenn das Eine an der Deichsel, das Andere an der Langwied zieht, wenn das theure Gesinde im Ueberfluß vorhanden ist, während die »Eigenen« nichts arbeiten mögen und zudem die nöthige Aufsicht fehlt? Wie dann?«

Hartmann schwieg eine Weile, von der neuen Nachricht ganz überrumpelt und bestürzt. Es schien, als ob die letzten Worte des erfahrenen Pächters großen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Endlich wachte er aus seinen Betrachtungen auf und sagte kleinlaut: »Sie können, beim Dandel, reacht hau, Herr »Maier«!« —

In Pforzheim hatte man sich getrennt, denn Jedem ging dort seinen eigenen Geschäften nach. Erst Nachmittags, als in den verschiedenen Wirthschaften Käufer und Verkäufer zusammen gekommen waren, um Gelder auszubezahlen, oder zu empfangen, da trafen sich im

»Rappen« auch wieder Vater Hartmann und Sohn und der »Maier« von Möttlingen.

Hartmanns Absicht, einen »einschichtigen« Ochsen zu kaufen, war mißlungen. Es hatte sich ihm nichts passendes gezeigt und da ihm beim Herfahren der



Ja fell war! Der Jochbauer? A Ma' mit so viel Necker und Vieh!

»Maier« mittheilte, daß er selbst einen solchen zu Hause stehen habe, den er ja, wenn er passe, von ihm ohne Zwischenhändler kaufen könne, so wollte er nichts überstürzen und zog vor, heute lieber leer heimzugehen.

Der »Maier« dagegen war so glücklich, sein sämtliches auf den Markt gebrachtes Vieh günstig verkaufen zu können, und hätte jetzt gerne gleich von Pforzheim aus die Bahn benützt, um eine weitere Geschäftsreise anzutreten, wobei er die ihn begleitenden jungen Praktikanten, die das Vieh zum Markt hatten transportieren müssen, zur Erweiterung ihrer Kenntnisse

mitnehmen wollte. Daron hinderte ihn aber sein mit nach Pforzheim gebrachtes Gefährt. Als er nun von Hartmann erfuhr, daß dieser nichts gekauft habe, da kam ihm schnell der Gedanke, daß er ja am Johannes einen sehr zuverlässigen Fuhrmann hätte, dem er füglich das Bernerwägele und das Pferd anvertrauen dürfte. Schnell entschlossen, bat er den alten Hartmann, zu erlauben, daß Johannes das Gefährt das Nagoldthal hinauf bis Liebenzell bringen dürfe. Dort werde es der dahin bestellte Knecht in Empfang nehmen und Johannes habe ja von Liebenzell aus durch den Wald auch nimmer weit heim.

Hartmann war gerne bereit, dem »Maier« diese Gefälligkeit zu erweisen, dankte aber für die Einladung, selbst mitzufahren, da er vorziehe, den alten Weg über das Gebirg zu gehen und vielleicht im Kögle in Hohenwarth noch ein bischen anzusehen.

Als dies unter den uns bekannten Männern ausgemacht wurde, schlich zwischen der Menge der lebhaft sprechenden und ihr Geld zählenden Gäste und der in ihren blauen Ueberhemden ab- und zugehenden Handelsleute ein Budliger in der Tracht der Waldbauern herum, dem es sehr darum zu thun zu sein schien, etwas von der Unterhaltung aufzuschnappen. Als sodann die Sache mit der Verbringung des Gefährts bis Liebenzell verabredet war, verließ der Schleichler, in dem wir den rothen Balzer von Monakam erkannt haben, schleunigst das Lokal, um hinaus in den »Stern« zu eilen, wo ihn

ein uns ebenfalls bekannter Bauernbursche erwartete, — des Jochbauern Heiner.

»Er fährt mit e'me Möttlinger Fuhrwerk bis Liebezell. Von sett aus goht's de bekannte Weg Neuhause zua!« hirschele der Budliger.

»Teufel an! Des macht se guet! Do isch aber toi Zeit mai z'verliere! Mach, daß mer fortcumma, sonst isch er z'lest no vor mir dort!« —

\* \* \*

## 8. Kapitel.

Motto: Ach so ist er nur gekommen,  
In der Heimath hier zu sterben,  
Nur in seiner heimlichen Erde  
Eine Ruh'statt zu erwerben.  
Otto Freiberger.

Die Sonne war untergegangen. In jener wilden Schlucht am Hundsbach, unterhalb Monakam, welche wir dem Leser bei einem früheren Anlaß beschrieben haben, sing es schon an dunkel zu werden.

Unter einer riesigen Tanne, kaum 12 Schritte von dem Brückchen entfernt, jedoch vorsichtig hinter Pflanzmen und Farrenkraut versteckt, saß auf einem der herumliegenden Sandsteinblöcke — der Heiner. Er hatte sein Gewehr zwischen die Beine gestellt und blickte, wie in festem Entschluß die Zähne zusammenschneidend, finster vor sich nieder.

Schreckliche Gedanken waren in den letzten Wochen im Gehirn des ungemein leidenschaftlich angelegten, und durch eine verkehrte Erziehung von früher Jugend an auf Abwege gerathenen Menschen aufgestiegen. Die Eifersucht und der Haß hatten in dem Herzen des bebauernswerthen jungen Mannes nun gar den — Mordmord gezeitigt. So saß er denn an dieser Stelle auf dem Anstand, nicht um, wie so oft, einen Rehböck, oder ein armeliges Häslein zu erlegen, sondern in der festen Absicht, dem verhassten Nebenbuhler aus feigem Hinterhalt und auf gräßliche Weise die Demüthigungen heimzugeben, die Jener ihm schon zweimal, aber immer in ehrlichem, offenem Kampfe, zugefügt hatte.

Dieser fürchterliche Entschluß wurde beim Heiner noch beschleunigt durch die ihm seit einigen Tagen bekannt gewordene mißliche Vermögenslage, in welcher sich sein Vater und damit die ganze Familie, also auch er, befand. Was hielt ihn jetzt noch zurück, die an und für sich schon gelockerten Bande der Familie und der Heimath mit einem Mal zu zerreißen? Ihn verlangte fort, weit fort vom Orte der Kindheit, wo ihm ja Alles, Alles — Glück, Reichthum, Ansehen und — die Liebe, — verloren gegangen, oder wie er meinte, geraubt worden ist. In seiner Brusttasche stachen schon die Banknoten, die er seinem Vater entwendete, um damit nach gethaner Unthat die Flucht nach dem vielbegehrten, vielgepriesenen Amerika ausführen zu können. Was kümmerte ihn, daß dieses Geld in den letzten Tagen vom Fochbauer mit Mühe und Noth zusammengebracht worden war, um einen Wechsel einzulösen zu können, bei dessen Protest der Konkurs die unausbleibliche Folge sein mußte.

Horch! Was hat dort eben hinter ihm so verdächtig geknistert? — Erschrocken sprang Heiner von seinem Sitze auf und suchte mit äußerster Anstrengung seines Gehörs und seiner Sehkraft das Dunkel zu durchdringen. Aber Alles blieb ruhig. Das böse Gewissen

schien ihm da einen Streich gespielt zu haben. Oder war es ein Fuchs, der sich durch das Unterholz schlich? —

Jetzt, nach einer Weile, schnellte er nochmals den Kopf in die Höhe und seine Hände griffen krampfhaft nach der Büchse. Diesmal war der Laut eines menschlichen Schrittes deutlich an sein Ohr geklungen. Dieser Laut kam aber nicht, wie vorhin vom Rücken her, sondern von dort, wo er einen Menschen längst erwartete. Der entscheidende Augenblick war also gekommen. — Den Körper des Mordmörders durchlief ein nervöses Zittern, wohl ähnlich dem, welches der noch wenig geübte Jäger empfindet, wenn ihm erstmals ein »Sechszehnder« vor die Büchse tritt und welches man in diesem Fall das »Hirschjieber« zu nennen pflegt.

Der da des Wegs kam, war Johannes, welcher, nachdem er in Liebenzell das Gefährt seines ehemaligen Herrn pünktlich und wohlbehalten dem dort harrenden Knecht übergeben und letzterem auch den aufgetragenen Gruß an die Frau »Maier« eingeschärft hatte nebst der Nachricht, daß der »Herr« weiter gereist sei, nunmehr eiligen Schritts über den Bergwald noch vor Nacht heimzukommen trachtete. Johannes war in heiterer Stimmung. Der »Herr Maier« hatte ihm ja in Pforzheim die freudige Mittheilung gemacht, daß er mit seinem Vater die letzten Vorkommnisse besprochen habe und daß er jetzt nur guten Muths sein möge. Es werde sich noch Alles machen. Er solle nur nichts überstürzen. Für ihn sei es ja noch lange Zeit und, was sein soll, das schied' sich wohl.

Auch war der Vater heute in Pforzheim wieder viel freundlicher gegen ihn gewesen, als die ganze Zeit vorher. Das machte den guten Buryschen überaus glücklich. Die Zukunft stand wieder rosig vor ihm. Er hätte laut aufjubeln mögen. Wie rasch wechselt doch die Gemüthsstimmung bei unserer lieben Jugend!

Jetzt hatte der Heiner sich halb aufgerichtet. Seine Augen traten fast aus ihren Höhlen, während die Hände schußbereit den Schaft des Gewehres umkrallten.

Noch einige wenige Schritte hatte das ahnungslose Opfer bis zum Brückchen zu machen, da reißt der Unmensch die Büchse an die Wange und, ein mehrfaches Echo in der engen Schlucht hervorrufend, donnert jetzt der todtbringende Schuß durch den Wald. — — —

Johannes war entsetzt zurückgeprallt und seine Haare sträubten sich, als er ganz nahe einen Menschen stöhnen hörte und, auf den Ort zugehend, dort den Heiner sich im Blute wälzen sah. Die gespannte Büchse lag neben ihm, das Zündhütchen war aufgesetzt, mithin konnte nicht er geschossen haben. Wer denn aber dann?

Das Räthsel wurde schnell gelöst, als nun einer der im benachbarten Haugstett stationirten Königl.

Forstschutzwächter vortrat und den erstaunten jungen Mann darauf aufmerksam machte, wie nahe er dem Tode gewesen. Der pflichttreue Beamte war des vielen Wildstrebels wegen, welcher seit geraumer Zeit an der Grenze vorkam, dem Wilddieb schon lange auf den Fersen. Nach vielen Bemühungen gelang es ihm endlich, in Gemeinschaft mit einem der badischen Forstbediensteten, den geheimen Schlupfwinkel auszuspähen, wo Heiner immer Gewehr und Beute zu verstecken pflegte. Heute hatten ihn Beide dorthin schleichen sehen und, in der Meinung, der Kerl wolle auf ein Stück Wild ansetzen, ihn vorhin vorsichtig eingekreist. Wie groß war aber der Schrecken des Beamten, als er sehen mußte, daß der Unhold plötzlich auf einen ahnungslos daherkommenden Menschen anlege. Da war ja keine Zeit mehr zu verlieren. Sollte es nun einmal doch ein Menschenleben kosten, ei! dann lieber das des Verbrechers, als das des Unschuldigen. So sagte sich der brave und unerschrockene Mann und so war denn auch der Schuß des Forstwächters noch rechtzeitig dem des Mörders zuvorgekommen.

\* \* \*

### 9. Kapitel.

Motto: Ach, ich bin des Treibens müde!  
Was soll all der Schmerz und Lust?  
Süßer Liebe,  
Komm, ach komm in meine Brust!  
Götze.

Die Eltern Heiners überlebten ihren Sohn nicht lange. Nicht als ob der Jochbauer so besonders viel Gefühl befehlen hätte, daß das tragische Ende des ja doch nie wahrhaft geliebten Kindes auch ihn vorzeitig wegzuraffen im Stande gewesen wäre. Mehr als das traf ihn der Schlag seiner nunmehrigen hilflosen Vermögenslage. Denn genau, wie der »Maier« von Möttingen auf dem Weg nach Pforzheim prophezeite, war es gekommen. Der Jochhof kam unter den Hammer. Es mußte Alles verkauft werden und bald darauf haben sie, zuerst die Bäuerin und nicht lange darnach auch den Bauer hinausgetragen an jenen Ort, von welchem es, im körperlichen Sinne, keine Wiederkehr gibt.

Die Babett aber, wie auch der Kaspar und der Damian mußten wohl oder übel nach Pforzheim übersiedeln, um dort ihren Lebensunterhalt in den Fabriken zu suchen. Ein hartes, aber in seinen Konsequenzen lehrreiches Schicksal für Alte, wie für Junge! —

Fünf Jahre mochten über dieses Ereigniß dahingegangen sein. Dasselbe war bei den Leuten nahezu vergessen — nur die näher Betheiligten dachten zuweilen noch mit Grausen daran — da war wieder einmal der Lichtmeßfeiertag, mit dem unsere Geschichte begonnen hat, herbeigekommen.

Bei Hartmanns saß, wie damals, der Bauer im Lehnstuhl und hatte die Füße in warme Decken eingewickelt, die ihm sein Sohn, der Johannes, in liebevoller, kindlicher Fürsorge beigeht und übergeben hatte. Er ist älter geworden, der alte Hartmann. Das »Reißen« plagte ihn seit dem letzten Winter gar sehr. Wohl mag er gefühlt haben, daß es jetzt an der Zeit sei, einer jüngeren Kraft die Führung des Geschäfts zu überlassen, denn er hat vor einigen Wochen seine Frau beauftragt, doch dem schon seit längerer Zeit im Oberland weilenden Agathe zu schreiben, sie möge heim kehren, damit die Sache in ihre Richtigkeit komme. —

Frau Gertrud hatte nämlich bald erkannt, wie es um die Herzen der zwei jungen Leute bestellt war. Es ist ihr auch gelungen, den schon durch die Belehrungen des Möttinger »Maiers« halbwegs bekehrten, sodann durch das Unglück auf dem Jochhof vollends ganz umgewandelten Eheherrn so umzustimmen, daß er nunmehr in einer Verbindung seines Sohnes mit dem in jeder Beziehung braven und brauchbaren Agathe keineswegs mehr, wie früher, eine Mißheirath erblickte. Darin sind aber beide Eltern einig geworden, daß es damals mit dem Heirathen noch viel zu früh gewesen wäre. Es ist ja nicht gut, wenn junge Leute in den Ehestand treten, ehe sie genügende Lebenserfahrung gesammelt haben, und ehe sie für alle Stürme des Lebens überhaupt genügend ausgehrt sind.

Natürlich war es da aber auch mit der alten Harmlosigkeit, mit dem brüderlich-schwesterlich Nebeneinanderhergehen vorbei. In richtigem Taktgefühl wurde dies von Frau Gertrud eingesehen und, da gerade ihre Schwester im Oberland einer treuen, zuverlässigen Hilfe sehr bedürftig war, so wurde Agathe ohne Weiteres veranlaßt, dorthin zu gehen. »Bei dieser Gelegenheit muß es sich zeigen, ob sie für einander bestimmt sind!« hatte die kluge Frau gesagt und hinzugefügt: »Eine richtige Lieb' muß sich auch in der Trennung bewähren!«

Heute nun war Agathe auf den Ruf der Pflegeeltern wieder heimgekehrt. Wie staunte Johannes beim Anblick der so prächtig entfalteten Blume. Kaum kannte er wieder die bescheidene »Kleine« von ehmal. Aber auch ihr Blick hing freudig erstaunt an dem männlich entwickelten Jugendfreund, dem der schmucke, um Mund und Kinn sprossende gelbliche Bart vortrefflich zu dem von der Sonne gebräunten Gesicht stand.

Nach der ersten Begrüßung hatte die Mutter Agathen auf die Seite genommen und sprach nun, ihre Hand sanft auf den Scheitel der verwirrt auf den Boden Schauenden legend, mit schelmischem Lächeln:

»J hau g'hairt, Agathe, Du kansch jo Viehle

dichta? Iſch es wohl wahr? Wo haſch denn des g'lernt, Du Tauſedſaſa?»

»D Baſe! Treibet net's G'ſpött mit mer! I verd' lauf ſonſt!«

»Do bleibſch, ſag i! — Wer wurd's G'ſpött mit Der treibe! Fällt mer net ei!« — Lachend ſaßte Frau Hartmann ſchnell beide Hände des Mädchens und fragte unbarmherzig weiter:

»Was für Din haſch Dir denn d'runter denkt, unter »Dei'm herztäuſige Schaß«, ſag?«

»D Niemed! Lant mi gau!« ſprach, über und über mit Gluth übergoffen, die Gefangene.

»I ſieh ſchau, i muß Dir d'Zunge lupfe, ſunſch bring i nix us Der 'raus!« ſagte die Frau, jezt ernſter werdend. »Und zudem g'hairt ſe's au, daß i mit mei'm Aliege zu Dir komm', und net Du zu mir! Alſo, daß i's kurz mach, Agathe: Unſer Johannes muß jezt heire. Es hilſt ſe nix mai. Der Vater iſch oft mauterig und 's Reize in de Füaß nimmt beinem überhand. No iſch es jezt aber ſo ne Sach'. Zum Heiern g'haire allemol Zwoi und do ſait unſer Bua, wie's in ſellem Liedle hoißt, es g'fallem numme Dine, aber ſelle g'fallem g'wiß! Jezt möcht' i no wiſſe, was des für Dine iſch. Ka'ſch Du mir's net ſage, welle daß er moint?«

Agathe war in Thränen aufgelöst und vermochte nicht zu antworten. Die Bäuerin aber zog das Mädchen an ihr Herz und ſagte: »Guck, Kind, des Waſſer, was do über Deine Backe ra lauft, des iſch mir das beſt' Zeiche, daß Du die »Di« biſch, die mer ſuchet, und, wie 'ni hoffe will, bedente die Thräne für de Johannes' loi Abſag! Alſo, i will jezt nimme lang ſacke: I frog in mei's Ma's, in mei'm und mei's Kind's Name: Witt unſern Johannes zum Ma'? Witt do d'Bäure werde, wo'n i's ſeithr gwä bi' und wo au Du ſchau lang dehoim biſch? Witt

ere alte Frau, die uf dere Welt koin andere Wuſch mai hat, als den, daß ihr zwoi glücklich mit enander werdet, a Freud mache, oder ſoll wieder alles hinterſchfür gau, wie ſchau emol?«



Do haſch ſe! Gib alleweil gut uf ſe Acht un mach ſe glücklich!

Agathe hatte ihren Kopf im Schoß der Bäuerin verborgen. Sie konnte augenblicklich nur weinen, weinen. — Und doch jubelte ihr Herz im Gefühl unendlichen Glücks und ihr Mund hätte überfließen mögen in Dankbarkeit gegen Gott, der Alles ſo wunderbar geführt, und gegen ihre Pſtegeeltern, die ihr mit ſo viel Liebe entgegengekommen waren.

Der glückliche Johannes empfing ſein Agathe, un das er nun beinahe ganze ſieben Jahre gedient hatte, aus der Hand ſeiner Mutter mit den Worten! »Do haſch ſe! Gib alleweil guet uf ſe Acht und mach ſe glücklich! Es iſch a Blüamle, das net hinter alle Hecke wächſt!«

Nach einigen Tagen glückseligen Beisammenseins siedelte Agathe nach dem nahen Wöttlingen über, angeblich um sich für ihren bevorstehenden Hausstand auf dem Maierhof Erfahrungen zu sammeln, in Wahrheit aber, weil es sich nach der Meinung der Frau Gertrud nicht schide, daß zwei Brautleute unter einem Dach zusammenwohnen.

Der Abschied war nicht schmerzlich, denn Johannes hatte das Versprechen gegeben, sein Bräutchen in Wöttlingen öfters zu besuchen, auch sollte nach dem Willen der Alten die Hochzeit nicht mehr lange hinausgeschoben werden. Noch nie und nirgends haben die Ansichten von Alt und Jung so völlig übereingestimmt, wie in diesem Fall.

Als dann Agathe auf ihrem Stübchen die nothwendigsten Bedürfnisse für den Wöttlinger Aufenthalt

zusammenpakte und dabei von ihren Freundinnen, dem Dorle und der Karline hilfreich unterstützt wurde, da wurde in der Herzensfreude viel gelacht und getollt. Zuletzt aber sangen die drei Mädchen wieder, wie damals beim Heueinführen, und es klang diesmal wie Jubelgesang:

Guten Morgen, herztäufiger Schatz!  
Die Lieb' brennt heiß, wie Kohlen.  
„Bleib' treu! Bleib' treu! noch kurze Zeit!  
Und eh's das Meiß' vom Himmel schneit  
Will zum Altar Dich holen, ja holen.“ —

„Und wenn die Zeit gekommen ist,  
Blauträubele thät man schneiden,  
Dann werden wir ein glücklich Paar!  
Wie Keines noch auf Erden war,  
Und leben in Glück und Freuden, in Freuden!“

### Weiteres aus dem Tagebuch des Wanderlehrers Besserer.

#### Die fatalen Fremdwörter.

In Ruthhausen hält an einem Sonntag Nachmittag der landwirthschaftliche Verein eine Besprechung ab. Der Vorstand mit den Direktionsmitgliedern, wie auch der Wanderlehrer Besserer, der heute über „Anwendung der Handelsdünger“ einen Vortrag halten soll; sie sitzen alle beisammen in dem von 3 raschen Pferden gezogenen Langwagen, welcher auf der Straße dahintrölet, die von der Bezirksstadt B. nach Ruthhausen führt.

Unter den Mitgliedern der landwirthschaftlichen Vereinsdirektion sehen wir zwei alte getreue Mitkämpfer in Sachen des landwirthschaftlichen Vereinswesens. Seit vielen Jahren schon thun sie mit, diese Vereinsveteranen, und fehlen bei keiner landwirthschaftlichen Besprechung. Die Durchführung mancher segensreichen Verbesserung im Landwirthschaftsbetrieb innerhalb des Bezirks läßt sich auf das persönliche Eingreifen und das eigene gute Beispiel dieser beiden erfahrenen Männer zurückführen. Der Eine ein Gastwirth, der Andere ein Müller, sind sie nebenbei noch beide reichlich mit Aekern, Wiesen und Weinbergen gelegnete tüchtige Landwirthe. So sehr nun diese zwei Männer an Biederkeit des Charakters, an reichen Kenntnissen und Erfahrungen in der Landwirthschaft, und an ihrem regen Interesse für das allgemeine Wohl sich gleichen, und so gute Freunde sie zusammen sind, so himmelweit gehen sie in ihrem Temperament auseinander.

Der Gastwirth sieht alles rosig. Nach seiner Hoffnung muß gelingen, was begonnen wird. An ein Fehlschlagen glaubt sein Herz nicht gerne. Trifft letzteres doch einmal ein, dann weiß er schon wieder einen Trost für die Zukunft.

Anderer der Müller. Wohl greift auch er zuweilen ein neues Unternehmen muthig auf und führt es dann energisch durch. Aber dabei ist er doch bedenklicher, ja manchmal ist er nahezu schon im Voraus überzeugt vom Mißlingen. „Werdet schon sehen, es geht schief!“ ist sein Ausspruch, oder ein andermal: „Die Sach' wär' wohl recht, aber, werdet sehen, wir führen's nicht durch!“

So will ihm auch der heutige Besprechungsgegenstand über „Kunstdünger-Anwendung“ nicht zusagen. Während sein Freund Gastwirth von der Thomasschlacke und dem Ghiljalpeter, wie gewöhnlich, alles erhofft und schon die ungarische Getreideeinfuhr nicht mehr fürchtet, weil man jetzt, wie er richtig voraussetzt, mit Hilfe leicht künstlicher Pflanzennährstoffe die Ernten nahezu verdoppeln könne,

ist unser Müller der Ansicht, die Sache sei noch nicht erprobt, man sollte damit noch langsam thun, am Ende greife der Kunstmist den Boden an oder er wirke bei trockener Witterung gar nicht.

Es ist die Zeit der Traubenblüthe. Recht vielversprechend sieht es in den Rebbergen aus. Die Stöcke hängen reich mit Samen. Die Herren im Langwagen haben sich schon auf der Herfahrt über die heurigen günstigen Ernteausichten unterhalten, und als sie dann, in Ruthhausen angekommen, am „Acker“ abgestiegen und unter die zahlreich versammelten, ihrer harrenden Landwirthe getreten sind, da bringt zum Willkommen der sie begrüßende Bürgermeister des Orts den heuer zu hoffenden reichen Herbst ebenfalls zur Sprache.

„Mein,“ erwidert darauf unser Gastwirth von der Direktion, wobei er blinzeln die klugen Neuglein zusammenzuckt und im Vorgefühl künftigen Gemüthes behaglich mit der Zunge schnalzt: „Dies Jahr gib't wieder von selle Gutslen! Kerl muß es geben, wie die Wammesärmel! Nur d'Jäser g'richt' und d'Sorgel g'schwenkt!“

„Ja, Du wirst de Alte fange!“ entgegnet ihm düster der Müller. „Erst gestern hab' ich in meinen Neben den Sauerwurm entdeckt; wie das Wetter bleibt wissen wir nicht, und das erstmal wär's ja nicht, wenn noch kurz vor dem Herbst alles verthagein oder erfrieren würde.“

„Aha! da sieht man sie wieder die Zwei!“ ruft jetzt lachend, zum Vereinsvorstand gewendet, der Wanderlehrer Besserer aus und fügt bei: „Schöner als hier bei unseren beiden Freunden könnte man die Gemüthsgegensätze in Bezug auf das Hoffen und Fürchten nicht nebeneinanderbringen. Haben wir doch in unserm verehrten Gastwirth den Mann der Hoffnung, denn er ist zweifellos der Optimist, im Anderen aber verkörpert sich das Fürchten, denn der Müller ist der Pessimist.“

„Wer ist da von Euch Beiden der Beste?“ fragt, heiter bestimmend, der Vereinsvorstand. „Der Optimist oder der Pessimist? Nun, Freund Müller?“

Dieser, mit seinen Gedanken schon ganz und gar bei dem bevorstehenden Vortrag über Kunstdünger verweilend, erwidert rasch und halb unwirksam: „Ach was! Der Stallmist ist der Best!“ Sch.